INV.

Rem. IV 2470

/3

[Mursinna]

Komische

Erzählungen

im Geschmak

des de la Fontaine.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Dritter Theil.

Halle und Leipzig,

bei Johann Gottfried Ruff.

1796

Galanterien
verschiedener Standespersonen
in Frankreich
unter der königlichen Regierung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erste Erzählung.

Lustiger Vorfall, welcher dem Marschall de Villars auf seiner Reise begegnete.

Als noch Frankreich einen König hatte, waren die Gasconier arme Leute, welche alle Kunstmittel, selbst die unerlaubtesten, anwenden mußten, auf eine glänzende in die Augen fallende Art zu leben. Diese Glüksritter machten sich sogar kein Gewissen daraus, Thüren zu öfnen und Schlösser zu erbrechen, um den Ueberfluß der Reichern zu ihrem Eigenthum zu machen.

Zwei junge Leute, kaum zwanzig Jahr alt, von guter Familie und keiner schlechten

Erziehung, aber von Seiten der Glüksumstände zänzlich verlassen, mußten sich von ihrem väterlichen Hause entfernen, weil ihre Eltern kaum soviel übrig hatten, um selbst nothdürftig leben zu können. Der Abschied war traurig, wenigstens von Seiten der Eltern. Jeder von diesen Jünglingen bekam einen Louisd'or, ein paar Hemden, einen mit Eßwaaren kärglich gespikten Schnapsak, und den väterlichen Seegen mit auf den Weg.

Der eine war aus Bourdeaux gebürtig, hieß du Rocque, verstand das Rasiren so gut, als wenn er es gelernt hätte; der zweite hieß d'Arlon, dessen Geburtsort die kleine Stadt Reelle, an der Garonne war, seine natürliche Neigung zum Reiten und Fahren, hatte ihm eine Fertigkeit verschaft, mit den Pferden und was dazu gehört, so umzugehen, als wenn er bei dem größten Herrn lange als Leibkutscher gedient hätte. Beide fielen auf die Idee, die wohl so ganz natürlich war, in dem großen und reichen Paris ihr Glük zu suchen, das vor ihnen schon so viele auf die leichteste Art gefunden hatten. Außerdem

hatte d'Arlon von seiner Amme ein Arkanum gelernt, welches ein unfehlbares Mittel enthielt, nie in die Gefahr zu gerathen zu verhungern, oder mit andern Worten, ein Geheimniß ohne Mühe reich zu werden. Wir würden ohne Bedenken dies Recept mittheilen, wenn uns unser delicates Gewissen — Eigennuz ist es wahrhaftig nicht — und noch etwas anders, davon nicht zurükhielt.

Beide Reisende marschirten also getrost fort, in der Hofnung, daß ihnen irgend ein Glüksumstand begegnen würde. Nicht weit von Chatelraut begegneten sie dem Herzog von Villars, der an dem nemlichen Tage Marschall von Frankreich geworden war, und in Geschäften seines Königs nach Guyenne reiste.

Es mußte sich gerade treffen, daß unsre Glüksritter in dem Augenblik vor dem Wagen des Marschalls vorbeigiengen, als er das Unglük hatte, daß ihm ein Rad zerbrach. Sie boten nicht blos ihre Dienste ihm an, sondern sie standen auch seinen Leuten treulich bei, daß er nicht umhin konnte, sich wegen

dieser Gefälligkeit bei ihnen zu bedanken, sondern er erkundigte sich auch nach ihren Umständen, ob er keine Gelegenheit haben könnte, ihnen Gegendienste zu leisten.

Auf diese Frage nahm du Rocque sogleich das Wort und sagte: Wir sind beide Söhne aus guten Familien, aus Familien, die in Gasconien zu den berühmtesten gehören. Er erzählte hierauf mit vielen Umständen das Alter ihres Adels, und bat ihn hierauf, wenn sein Weg ihn etwan vor eines ihrer Schlösser vorbeiführen sollte, er doch ja da zusprechen und übernachten möchte, indem ihre Eltern ihn gewiß als einen rechtlichen Mann aufnehmen würden, sobald er nur sagte, daß er ihnen auf der Straße nach Paris begegnet wäre.

Allein es scheint mir beinahe unbegreiflich zu seyn — versezte der Marschall — daß zwei Standespersonen, dafür sie sich ausgeben, sich allen Gefahren aussezzen, die mit einer Reise zu Fuß verbunden sind, daß sie keine Pferde, keine Bedienten bei sich —

Oh! — fiel ihm d'Arlon ein — unsre Reise ist gewissermaßen eine Wallfahrt, wir haben der Gottheit Fortuna ein Gelübde gethan, wir reisen deshalb zu Fuß, um sie gleichsam wider ihren Willen zu zwingen uns hold zu seyn.

Ich muß gestehen meine Herren — entgegnete Villars — ihr Plan, den sie haben, ist groß und verräth einen großen Geist, daß sie gerade in der Absicht nach Paris gehen, um dort ihr Glük zu machen. So ganz ohne alles Geld scheinen sie auch nicht zu reisen, wenn ich nach ihren Aeußern und vornemlich nach ihren Waden schließen soll.

Ein Pferd — versezte du Rocque — würde uns beiden recht wohl behagen, aber wo findet man eins, das weder Heu, noch Haber frißt, unser Beutel ist zu schwach, als daß davon ein solcher Aufwand bestritten werden könnte, wir denken noch länger zu leben, und wir haben schon unsere Rechnung gemacht, daß wir mit zwei bis drei Duzzend Zwiebeln und Knoblauch nach Paris kommen werden.

Dann Kinder — fiel Villars ein — dürft ihr nirgends einen Gesundheitpaß vorzeigen, auch dürft ihr nicht besorgen, daß ihr irgendwo die Pest hinbringt. Aber in allem Ernst, ihr Unternehmen ist verwogen und ich bedaure sie wirklich, daß sie sich um eines so zweifelhaften Projekts willen, so mancher Strapaze aussezzen. Indessen will ich sie dadurch nicht von ihrem Vorhaben abzubringen suchen, vielmehr will ich alles beitragen, was nur in meinem Vermögen stehet, ihr Glük befördern zu helfen. Sie scheinen so wenig Geld bei sich zu haben, daß ich besorgen muß, daß ihnen die äußerste Noth zustoßen kann; ich halte es daher für meine Schuldigkeit, ihnen eine Kleinigkeit anzubieten.

Er zog seinen Geldbeutel hervor und machte jedem ein Geschenk von zehn Louisd'or, als Belohnung für den kleinen Dienst, den sie ihm erwiesen hatten. Die beiden jungen Herren machten gar keine Umstände das Anerbieten anzunehmen, doch ereignete sich dabei folgender sonderbare Umstand.

La Rocque sagte zu dem Herrn von Villars, daß sie diese Summe von ihm wohl als ein Darlehn annehmen wollten, weil sie sonst ihren Adel beschimpfen würden. Er möchte daher erlauben, daß sie ihm über den Empfang des Geldes einen Schein zustellten, damit er sich jene Summe könnte auszahlen lassen, wenn er vor den Schlössern ihrer Väter vorbeikäme. Ueber diesen auf freiem Felde gemachten Antrag mußte der General herzlich lachen. Er sagte ihnen, daß er spätstens binnen einem Monat in Paris seyn würde, wohin sie ebenfalls gehen, und ihm dort ihre Lage umständlicher vorstellen könnten, indem er nicht zweifelte, daß er ihnen auf irgend ein Art nüzliche Dienste leisten würde. Ohne auf eine Antwort zu warten, befahl er dem Postillon, weiter zu fahren.

Zwanzig Pistolen war für die beiden Gasconier ein Kapital, welches sie nie verzehren zu können glaubten, indem sie noch nicht so viel Geld beisammen gesehen hatten. Sie dankten Gott für dies glükliche Ereigniß, und sezten ihre Reise mit so vielem Vergnügen fort,

als ein so unerwartetes Glük ihnen immer verschaffen konnte.

Nach einigen Tagen kamen sie ermüdet in Paris an, und kehrten mit ihrem leichten Gepäk bei dem Pfarrer der Invaliden ein. Dieser Mann war, nach dem Aeußerlichen zu urtheilen, der Redlichste; in dem innern seiner Seele stekte aber der abgefeimteste Böswicht, der vielleicht auf der Welt existirt. Er gehörte zu den Geistlichen, welche sich durch ein äußerliches freundliches und demüthiges Wesen auszeichnen, mit pedantischen Manieren, ihre Bärte gehen spiz zu, alles was sie sagen, können sie mit einer solchen Wichtigkeit sagen, daß jeder, der sie nicht kennet, die Ohren spizt, und vielen sogar dabei die Haare zu Berge stehen, daß man glauben sollte, sie müßten in der Folge wenigstens kleine Heiligen werden. Dieser Pfarrer bei den Invaliden hieß Mauroy. Er ist in ganz Paris durch seine Scheinheiligkeit und sein freies Wesen allgemein bekannt, daß ich bei seiner getreuen Schilderung gar nichts wagen darf, weil jeder der sein Gemälde siehet, sagen wird,

daß es zum Sprechen getroffen ist. Mauroy war ein vollkommen schöner Mann, und hatte ziemlich viel Verstand. Seine herrschende Leidenschaft bestand in der Liebe zum andern Geschlecht; im Anfang war er aber in diesem Punkt so delikat und gewissenhaft, daß er ein Mädchen oder eine Frau unter vier Augen kaum ansehen konnte. In der Folge ward er freilich in diesem Punkt etwas dreuster, doch hatte er immer einen Beistand nöthig, wie mir hernach sehen werden.

Ein Empfehlungsschreiben, welches d'Arlon aus Gascogn an einen Invalidenoffizier mitbrachte, gab die erste Gelegenheit zu der Bekanntschaft mit diesem Pfarrer; denn dieser Offizier des genannten Landsmann, wohnten mit dem Pfarrer zusammen. Er bemerkte, daß die Fremden äußerst entkräftet waren, daher der Pfarrer durchaus nicht zugeben wollte, daß sie wo anders hingehen sollten. Man nöthigte sie zum Essen, und sie mußten auch versprechen da zu schlafen, in der Erwartung, daß sie recht viele Neuigkeiten aus ihrem Vaterlande mitbringen würden.

Der Pfarrer speiste mit ihnen, er trank ein Volles auf ihre glükliche Ankunft; er lobte sie laut wegen ihres guten Verstandes und wegen ihrer angenehmen Unterhaltung, welche bei den Gasconiern gewöhnlich sehr lebhaft zu seyn pflegt.

Es schlug eilf Uhr, die Weinflaschen waren ausgeleert, die Keller waren verschlossen, der Pfarrer meldete, daß es Zeit wäre, sich schlafen zu legen; allein sie waren noch durstig und was sollten sie machen? D'Arlon, der eine unendliche Freude darüber hatte, daß er den Invalidenoffizier wieder sah, und dem diese kleine muntere Gesellschaft sehr wohl behagte, sagte: Ich sehe, ich befinde mich unter lauter guten Freunden, und wir leben mit einander auf einen Fuß, daß ich glaube nichts besorgen zu dürfen, wenn ich ihnen ein klein Geheimniß entdekke, von keiner geringen Wichtigkeit, das uns recht angenehme Dienste leisten kann, wenn ich davon nicht unsern Herrn Pfarrer ausnehmen sollte, der mir etwas gewissenhaft zu seyn scheint. Sollte es aber wirklich seyn — sagte er zu dem

Kapitän Cadenack — so hieß der Invalidenoffizier — daß ihm das, was ich eben sagen werde, nicht gefallen sollte, nun so wird er uns wenigstens die Absolution schenken, welche ich mir allein für alle meine Mühe ausbitte.

Der Pfarrer, der neugierig, wie alle von seinem Gelichter war, erlaubte ihm frei zu reden, weil er ein guter Junge wäre. Gut dann — versezte d' Arlon, so muß ich dann nur sagen, daß ich nicht so dumm bin, als ich aussehe. Ich weiß so manche Sachen, die kein anderer weiß. Gewisse Geheimnisse, die ich einzig und allein besizze, haben mich bestimmt, Gascogne, mein Vaterland, zu verlassen, und nach Paris zu reisen, weil ich hier mein Glük und das meiner Freunde zu machen gedenke. So ist es mir etwas leichtes, Wein herbei zu schaffen, wenn ich welchen nöthig habe, desgleichen auch Geld, und so viele andere Dinge, ohne daß sie mir einen Sous kosten. Durch einen einzigen Blik meiner Augen kann ich die Leute fest machen, daß sie nicht von der Stelle kommen

können. Keine Frau, kein Mädchen darf mir widerstehen, sie müssen wohl hundert Meilen zu mir gelaufen kommen, wenn ich Lust habe, mich mit ihnen zu vergnügen, vornemlich alle Devoten und Nonnen. Es ist mir etwas leichtes, in einer halben Stunde mich an einen andern Ort, wohin ich nur will, zu versezzen: und mich dann wieder sogleich auf dem nemlichen Plaz zu befinden. Es ist mir auch etwas leichtes — — — —

Halt! halt! Mein Herr, fiel ihm der Pfarrer der Invaliden ein — sie müssen uns wahrlich für sehr leichtgläubig halten, daß sie uns so viele Windbeuteleien aufbinden. Glauben sie denn, daß es bei uns auch so viele Narren giebt, als in ihrem Vaterlande?

Glauben sie auf mein Wort — versezte d'Arlon — alles was ich ihnen sage, ist die reinste Wahrheit. Ich bin kein Schwäzzer, kein Prahlhans, an dem Werk erkennet man den Meister, sie sollen sogleich, wenn es ihnen gefällt, eine Probe von meiner Kunst sehen.

Das belustigt — sagte der Kapitän — allein das Wichtigste ist, daß du uns einen Beweis von deinen Wissenschaften giebst. Du siehest, wir haben keinen Wein mehr, unsere Flaschen sind leer, und das Haus ist verschlossen, daß wir keinen andern können holen lassen, verschaffe durch deine schwarze oder weiße Magie jedem von uns eine Flasche Wein, dann wollen wir deinen Versicherungen glauben.

So wollte ich es eben haben — versezte d'Arlon — Es scheint, als wenn wir nur unserer vier wären, da wir doch wirklich fünf sind, auch dies ist ein Geheimniß, daß sie sich nicht enträthseln werden. Damit ich meine Beschwörungen darnach einrichten kann, so sagen sie mir nur, welchen Wein sie haben wollen, Champagner, Burgunder, oder eine andere Sorte. Sie dürfen nur befehlen, und es sollen sogleich sechs Flaschen davon da seyn, ehe eine Viertelstunde verflossen ist.

Nun denn — versezte der Pfarrer — um den Spaß nicht zu verderben, verlange ich sechs Flaschen von jenem vortreflichen St.

Laurentwein, der gegenwärtig in Paris so rar ist.

Gut, mein Herr, ehe eine Viertelstunde verflossen, sollen sie da seyn, und ein Fäßchen Sardellen dazu. Sie können sicher darauf rechnen.

Alle fiengen an zu lachen, hielten d'Arlon für betrunken, wie es denn überhaupt so ganz das Ansehen hatte. Es wurden ihm nun noch manche lustige Fragen in Ansehung der Weiber vorgelegt. Er beantworte alle mit vielem Verstande und Ueberlegung. Indessen war es schon spät in die Nacht, und der Pfarrer mußte den andern Morgen im Nonnenkloster zu Port-Rojal Messe lesen, daher zündete er seinen Wachsstok an, um sich zu Bette zu legen und die übrigen Herren zu verlassen.

D'Arlon hielt ihn aber beim Arm zurük und sagte: Wie mein Herr Pfarrer, sie wollen weggehen, und uns nicht die Ehre anthun, mit uns zu trinken; und wollen uns den schönen St. Laurenten-Wein allein austrinken lassen. Das wäre nur halb recht.

In diesem Augenblik grif er mit der Hand unter den Tisch und zog sechs herrliche Flaschen Wein, auf das Beste gepfropft, hervor. Eine davon warf er in die Höhe, welche in dem Augenblik verschwand. Noch einmal grif er unter den Tisch, und holte ein Fäßchen Sardellen hervor, die von dem besten Geschmak waren.

Das Erstaunen und die Verwunderung war von beiden Seiten groß. Man aß und trank und ließ es sich sehr gut schmekken. Der Pfarrer war nemlich nicht der Lezte, der zulangte. Jeder lobte den Wein, und fand ihn delikat. Alle fünf Bouteillen — denn die sechste war verschwunden — wurden in dieser Nacht ausgeleert. Der Pfarrer trank davon so viel, daß es Mühe kostete, ihn nach seiner Schlafkammer zu führen und ihn zu Bette zu bringen. Den andern Morgen konnte er nicht nach Port-Rojal gehen. Die andern legten sich auch zu Bette, nachdem sie vorher über diese wunderbare Begebenheit gegrübelt hatten. Am wunderbarsten kam sie den beiden Reisegefährten des d'Arlon vor,

weil ihr Freund während seiner Reise ihnen nicht das mindeste von diesen Geheimnissen entdekt hatte. Sie wußten nicht was sie darüber urtheilen sollten, ob sie gleich alles selbst mit ihren eignen Augen gesehen hatten. Sie hielten ihn für nichts weniger als einen Zauberer, und diese ganze Sache schien ihnen übernatürlich zu seyn. Doch den folgenden Morgen sollten sie noch andere Wunderdinge sehen, welche meine Leser in der folgenden Erzählung lesen können.

Zweite Erzählung.

Verschiedene Liebschaften des Herrn Mauroy, ältesten Pfarrer bei den Invaliden.

Nachdem der Pfarrer der Invaliden seinen Rausch ausgeschlafen und sich ermuntert hatte, stellte er tausend Betrachtungen über die wunderbaren Begebenheiten der vorigen Nacht an. Er wollte schlechterdings über diese Sache Aufklärung haben, es möchte auch kosten, was es wollte. Es kam ihm wie in einem Traume vor, daß er alle diese Weinflaschen von St. Laurent, mit dahin gebracht, allein er wußte es sich doch nicht zu erklären, wie es zugegangen, daß die eine vor seinen Augen verschwunden. Kaum war er aufgestanden,

so schikte er seinen Burschen zum Cadenack, und ließ ihm sagen, daß er seine Freunde nicht aus dem Hotel fortlassen sollte, weil er sich vorgenommen, sie heute Mittag zum Essen bei sich zu haben, weil ihm ihre angenehme Gesellschaft außerordentliches Vergnügen mache.

Die Einladung wurde von beiden Seiten angenommen. Der Pfarrer war ganz außerordentlich aufgeräumt, nie hatte man ihn bei einer bessern Laune gesehen. Er wußte nicht, wie er dem d'Arlon genug Höflichkeiten erweisen konnte, weil er gern seinen Zwek erreicht zu sehen wünschte. Er beantwortete alle seine Freundschaftserweisungen zur vollkommenen Zufriedenheit. Das Gespräch drehete sich lange um die Weinflaschen von St. Laurent, man lachte darüber aus vollem Hals. D'Arlon war bereit, ein neues Kunststük zu machen, da er des Pfarrers Absichten merkte, welcher zu ihm sagte: Mein Herr, wir haben gestern eine herrliche Probe von ihrer Kunst gesehen, heute können wir

uns doch Rechnung darauf machen, daß sie uns etwas neues zeigen werden?

Sie haben nur zu befehlen, mein Herr, sagte er, und sie werden Dinge zu sehen bekommen, die sie gewiß belustigen sollen.

Nun denn — versezte der Pfarrer — gestern sagten sie, daß sie die Kunst verstünden, Jemanden fest zu machen. Ich habe nun einmal Zutrauen zu ihnen und ihrer Kunst gefaßt, und da wir einmal unter uns, und lauter gute Freunde sind, möchte ich doch gern die nähern Umstände von einer Begebenheit wissen, die sich mit einem gewissen Royer, Vicar des Kirchenspiels von St. Etienne Dumont, und einer gewissen Strikkerin, seiner Nachbarin, welche man Mamsel de la Tour nennt, zugetragen hat. Können sie mir wohl, ohne sich dabei einer Gefahr auszusezzen, die Papiere und Briefe schaffen, welche sich in der Chatoulle dieses Vicars befinden?

Warum das nicht — versezte d'Arlon. Aber nicht in diesem Augenblik, mein Herr Pfarrer, sondern wir müssen die Mitter-

nachtsstunde abwarten, wozu ich meine guten Gründe habe. Dann sollen sie die genannte Chatoulle, ohne daß sie aus ihrem Zimmer gehen dürfen, zu sehen bekommen, und alles was sie so eben wünschten.

Der Pfarrer gieng diesen ganzen Tag nicht aus, sondern sezte sich hin, und fieng an zu trinken, und seinen Bauch zu pflegen. Die Nacht brach ein, und die bestimmte Mitternachtsstunde nahete heran. Die bewußte Chatoulle befand sich mit einemmal zu den Füßen des d'Arlon, zugleich mit dem Schlüssel. Man öfnete sie und fand zwei Geldbeutel, wovon d'Arlon nur vier Thaler nahm, das übrige warf er in die Luft und verschwand zum größten Erstaunen der kleinen Gesellschaft.

In einer Ekke der Chatoulle bemerkte er etwan zwanzig Stük Briefe, welche der Pfarrer sogleich an der Hand erkannte, daß sie von Niemand anders seyn könnten, als von der genannten Mamsel de la Tour. D'Arlon übergab dies ganze Pakket Briefe dem Pfarrer, der sie mit der größten Bestürzung

durchlief. Sie betrafen alle eine Liebesintrigue zwischen diesem Mädchen und dem Vicar, den der Pfarrer bereits schon in diesem Stük in Verdacht hatte. Dies Mädchen stellte sich, als wenn sie eine Betschwester wäre, er wollte sie, weil sie ihm gefiel, gern zur Maitresse haben, allein sein harter, stachlichter Bart mißfiel ihr, daher wählte sie anstatt des Pfarrers lieber den Vicar, der glatt war und ihr überhaupt besser gefiel. Der Pfarrer brachte eine ganze Stunde mit Lesen aller der Süßigkeiten zu, welche diese Schöne an ihren Liebhaber geschrieben hatte. Er fand auch sogar einen darunter, worin sie von diesem Tartüf ein so treffendes Gemälde machte, daß er sich darüber gewaltig ärgerte. Aber da er bedachte, daß er sich an diese Undankbare hinlänglich rächen könnte, beruhigte er sich wieder, und bat den d'Arlon, daß er ihm bei dieser Gelegenheit Dienste leisten möchte, weil es auf sein Interesse dabei ankäme.

D'Arlon versprach ihm, alles zu thun, was von ihm in Absicht seiner Dienstleistun-

gen abhienge. Diese Chatoulle — sagte der Pfarrer — muß an den Ort wieder hingebracht werden, von dem sie weggenommen ist. Ich will blos die Briefe behalten, um mich derselben bei Gelegenheit zu bedienen. Aber — fuhr der Pfarrer fort — ich muß auch wissen, welchen Gehülfen der Meister dabei gebraucht hat. Dies ist äußerst nothwendig, ehe man einen Schritt weiter gehen kann, ob auch der, welcher den ersten Dienst ihnen geleistet hat, fähig ist, ihnen einen zweiten zu leisten. Dies aber muß ich jezt gleich wissen, ehe ich meinen Plan darnach einrichten kann.

D'Arlon ergrif jezt einen andern Beutel, der mit Gold angefüllt war. Er nahm eine handvoll Pistolen davon heraus, warf sie in die Luft; allein sie fielen alle wieder herunter, ohne daß eine einzige davon verschwand, und er konnte kaum seinen Aerger darüber verbergen. Wahrlich — sagte er zum Pfarrer, — wahrlich, mein Herr, wir können in diesem Stük nichts ausrichten, wir müssen das behalten,

was wir einmal haben, sonst sind wir alle verloren.

Der Pfarrer erstaunte über das, was er sah und hörte. Wir wollen also die Sachen lassen, wie sie sind — mein Herr, ich will auch weiter keinen Lärmen und keinen Gebrauch von den Briefen machen, welche ich habe; aber sagen sie mir, können sie wohl eine so große Summe Geld behalten, als sich in dieser Chatoulle befindet, ohne sich daraus ein Gewissen zu machen?

Darüber kann ich mich nicht bestimmt erklären — versezte d'Arlon — aber das was sich in diesen Beuteln befindet, hat man doch auf eine sehr gute Art bekommen. Es ist nicht mehr als fünftausend zweihundert Livres, eine gewiß beträchtliche Summe für einen jungen Vicar. Er hate diese Summe blos aus dem Recht zusammengescharrt, nach welchem er behauptete, daß er alle kleine Kinder seines Kirchspiels begraben könnte, ohne seinem Pfarrer darüber Rechnung ablegen zu dürfen. Diese Stelle war auf die Art sehr einträglich, und er würde auf diesem Wege in

wenigen Jahren sehr reich geworden seyn, wenn man ihm nicht das Handwerk gelegt hätte.

D'Arlon warf indessen einen Beutel mit Geld in die Luft, welcher nicht zurükfiel. Mein Herr, sagte er zum Pfarrer — alles gehet gut, behalten sie ihre Briefe, und wir unser Geld, wenn es ihnen gefällt, denn sonst möchten unsere und ihre Sachen einen sehr schlechten Ausgang gewinnen. Behalten sie das Geld — sagte der Pfarrer — ich gebe dazu meine Einwilligung, weil ich nichts angerührt habe, allein die Chatoulle wollen wir ins Feuer werfen, denn ich möchte um alle Wunder der Welt nicht gern, daß sie bei mir gefunden würde.

Wenn ihnen weiter nichts Unruhe macht — mein lieber Herr Pfarrer — so beunruhigen sie sich nicht, und lassen mich ganz allein dafür sorgen. D'Arlon leerte die Chatoulle rein aus, er gab sie dem Pfarrer, welcher sie auf das Feuer sezte, aber auch in demselben Augenblik verschwand. Das Geld ward unter d'Arlon, dem Kapitän Cadenack

und du Rocque getheilt. Der Pfarrer behielt an seinem Antheil weiter nichts als die Briefe seiner schönen Stikkerin, womit er vollkommen zufrieden war. Er konnte aber nicht müde werden, die kleinen Wunder des d' Arlon zu bewundern, indem er sich zugleich vornahm, ihn bei vorfallender Gelegenheit zu gebrauchen, in der Erwartung, daß er ihm die nüzlichsten Dienste dabei leisten würde.

Dieser erste Schlag brachte unsere drei Gasconier mit einemmal zu einem Vermögen von mehr denn viertausend Livres, welche sie dazu anwendeten, sich in einen guten Stand zu sezzen, und in einer solchen Verfassung, daß sie noch ähnliche Streiche ausführen könnten. Der Pfarrer zweifelte beinah nicht mehr, daß ein kleiner Familiengeist dem d' Arlon bei dieser ganzen Sache behülflich gewesen, aber dies machte ihm wenig Unruhe, vielmehr entdekte er diesem halben Zauberer seine Plane, welcher ihm auch versprach, ihm als Freund zu dienen, und die Belohnung dafür überläßt er ihm ganz allein.

Ein Umstand muß aber doch nicht übergangen werden, weil er zum Beweis der Wahrheit jener ersten Erzählung dient. Der vorher genannte Vicar Royer hat folgendes darüber erzählt. In einer gewissen Nacht — sagte er zu seinen Freunden, lag ich um eilf Uhr in meinem Bette, war aber noch ganz munter, auf meinem Tisch brannte noch das Licht, als ein sehr kleiner schwarz gekleideter Mensch in mein Zimmer kam, mit einer brennenden Laterne in der Hand. Er trat zu mir ans Bette, und sagte: Fürchten sie sich nicht, mein Herr, ich verlange weiter nichts von ihnen, als ihr Geld, wenn sie sich aber rühren, oder einen Laut von sich geben, so sind sie ein Kind des Todes. Hierauf hob er meine Chatoulle, woran der Schlüssel am Schloß stekte, auf, nahm sie auf seinen Rükken und verschwand. Ich lag indessen wie versteinert da, wagte es nicht ein Wort zu sprechen, noch weniger Lermen zu machen. Bis des Morgens um sechs Uhr lag ich ohne die mindeste Bewegung da. — Von diesem Augenblik sprach er kein Wort weiter von seiner verlornen Chatoulle

und überhaupt gar nichts mehr von dieser ganzen Sache. Sein Geld und seine Papiere waren fort, und er wußte es nicht, wie er zum Besiz derselben gelangen sollte, indem man den andern Tag die Thüren und Fenster seines Hauses fest verschlossen und verwahrt fand. Es blieb ihm daher weiter nichts zu glauben übrig, als daß der Teufel selbst ihm diesen verdammten Streich gespielt haben müßte.

Bald nachher war der Pfarrer der Invaliden darauf bedacht, seiner schönen Stikkerin einen Streich zu spielen, woran sie ewig denken sollte. Von Rache aufgebracht, wollte er sie auf eine sehr nachdrükliche Art bestrafen und dadurch zugleich Zwistigkeiten zwischen ihr und ihrem neuen Galan, dem Vicar, erregen. Sie war nemlich gerade damit beschäftigt, für ihren schönen Vicar ein Meßgewand zu stikken, dergleichen sich kein Bischof schämen durfte, sobald sie wirklich die herrlichen Desseins ausführte. Es sollte nicht allein reich gestikt seyn, sondern mit Seide genähete Miniaturgemälde sollten dasselbe noch verherrli-

chen. Der Pfarrer sprach mit dem d' Arlon, ob es nicht möglich wäre die Arbeit zu unterbrechen, und es so weit zu bringen, daß das Mädchen nie damit fertig werden könnte. D' Arlon versprachs und hielt Wort. Als die Stikkerin bei dieser ihr so angenehmen Arbeit saß, wurde sie mit einemmal verblendet, alle Couleuren der verschiedenen Seidenarten schienen ihr andere zu seyn, als sie wirklich waren. Wollte sie eine grüne Farbe nehmen, so grif sie nach der blauen, brauchte sie eine weiße, so nahm sie eine graue, hatte sie eine rothe nöthig, so nahm sie eine fleischfarbene. Kurz ihre ganze Stikkerei kam nie zu stande; denn selbst die Gold- und Silberfaden verwechselte sie mit einander, so daß sie genöthigt war, eine Arbeit aufzugeben, von der sie vohersah, daß sie weiter nichts als Schande damit einlegen würde. Ihr Liebhaber bekam also immer sein Geschenk nicht, ob sie gleich bereits mehrere Jahre daran gearbeitet hatte.

Dritte Erzählung.

Fortsezzung der lustigen Streiche, die der Pfarrer der Invaliden spielte.

Das wichtigste Kunststükchen, welches d'Arlon auf Veranlassung des Pfarrers der Invaliden machte, bestand darin, daß er ihm das Geheimniß mittheilte, wie er es anzufangen habe, daß alle Mädchen und Weiber, die ihm gefielen, in ihn verliebt werden müßten. Ganz Paris weiß es, mit welchem glüklichen Erfolg er sich dieses Geheimnisses bediente, und wie kein einziges Mädchen, keine einzige Frau zu finden war, die ihm Widerstand leisten konnte, sobald er auf den Genuß derselben bestand.

Es ist bekannt, und ich habe es schon vorher gesagt, daß gerade die Liebe, die Hauptleidenschaft beim Pfarrer war. Und jezt also, da er alles genießen konnte, was er nur wollte, bekam er in diesem Stük so viel Beschäftigung, daß ein jeder anderer unter dieser schweren Last hätte erliegen müssen; allein er war einmal unersättlich in diesem Punkt und einer der stärksten Arbeiter, die man nur in Frankreich finden konnte. Wenn ich hier alle die Bubenstükke anführen wollte, die er anwendete, um zu seinem Zwek zu gelangen, so würde mich dies zu weit von meiner Absicht entfernen. Kurz der Teufel pflegt sich immer in dergleichen Angelegenheiten zu mischen, vornemlich wenn sie einen Mann von dem Karakter des Pfarrers betreffen, und so mußte es denn auch kommen, daß nach vielen glüklichen Liebschaften, auch eine sehr unglükliche mit in das Spiel kam, welche ihm höchst unerwartet begegnete, alle seine Vergnügungen störte, ihm Ehre und Reputation nahm, und ihm sogar bald sein Leben gekostet haben würde.

So devot oder vielmehr so scheinheilig sich auch Mauroy stellen konnte, um seine Schandthaten desto besser zu bemänteln, so erfuhr doch der Erzbischof von Paris sehr bald, daß das ganze Betragen dieses Pfarrers sehr verdächtig wäre. Man sagte es sich laut, daß er ein bischen zu galant wäre, daß man Niemanden weiter, als artige Weiberchen bei ihm sähe, und daß selbst seine studirte Miene seine innern Gesinnungen verrieth, so daß man es leicht entdekken konnte, welches Gein stes Kind er wäre. Aber gegen alle diese Beschuldigungen wußte er sich ganz herrlich zu vertheidigen, und er entkam immer siegend aus den Händen seiner Feinde. Allein eine Ausschweifung, die er mit einer Aebtissin, deren Namen ich nicht nennen mag, und mit andern Nonnen ihres Klosters, in dem Kloster der Barfüßermönche zu Paris begieng, machte so viel Aufsehen in der Stadt, daß wenn der Erzbischof davon etwas erfahren hätte, er schlechterdings zu Grunde gehen mußte. Die Sache selbst wurde bekannt ge-

nug, und wir erzählen sie für diejenigen, die davon noch keine Kenntniß bekommen haben.

Mauroy, der unersättlich in der Liebe war, fand einzig und allein darin sein Vergnügen, täglich ein ander Mädchen oder eine andre Frau zu haben. D'Arlon hatte daher gewiß ein schweres Amt, weil er sich zu diesem Geschäft brauchen ließ, ihm immer eine frische Waare zu verschaffen. Dieser Pfarrer hatte mit verschiedenen Franciskanermönchen einen strafbaren Umgang gehabt, vornemlich mit den Jüngern, mit denen er ganze Tage und Nächte zubrachte, und ihnen Weiber und Mädchen zuführte, mit denen sie ihre Lüste büßen konnten. Die Franciskaner in Frankreich und überall stehen überdies in dem schlechten Ruf, daß sie äußerst wollüstig und geil sind. Folgende Erzählung wird zum abermaligen Beweis dienen, daß diese Behauptnng nicht so ganz falsch ist.

Der Pfarrer liebte eine junge Aebtissin, die so schön war, als ein aufblühender Frühlingstag. Doch wollte er aus eignem Ver-

dienst

dienst diese Eroberung machen, ohne sich dabei des Geheimnisses seines guten Freundes zu bedienen. Die Aebtissin, ein tugendhaftes Mädchen, widerstand den bösen und wollüstigen Absichten und Zumuthungen des Pfarrers länger als sechs Monate; endlich war der Wollüstling des längern Wartens müde, und nahm zu folgenden Gewalthätigkeiten seine Zuflucht.

Ein Professor der Theologie bei dem grossen Kloster der Franciscaner in Paris, liebte die Kirchnerin des nemlichen Klosters, worin des Pfarrers Geliebte Aebtissin war. Dieser Professor war zugleich der Gewissensrath und Beichtvater in diesem Kloster, so daß man mit Recht sagen konnte, man hätte den Wolf zum Aufseher über die Schaafe gesezt. Mauroy, der immer um die junge Aebtissin war, machte bei dieser Gelegenheit mit jenem Mönch eine genaue Bekanntschaft, sie knüpften mit einander ein festes Freundschaftsband, so daß sie von jezt an die unzertrennlichsten

Freunde wurden, und sich einander ihre Herzensangelegenheiten entdekten.

Mauroy beklagte sich immer gegen seinen Freund über die Strenge und den Ernst seiner Schönen, und der Mönch erzählte ihm dagegen offenherzig alle die Gunstbezeugungen, welche ihm die Kirchnerin vergönnte. Der Pfarrer sah nun wohl ein, daß er seine Zeit umsonst verderben würde, eine Tigerin zu bezwingen, und es blieb ihm kein Mittel weiter übrig, als sich des gewöhnlichen Kunstgrifs zu bedienen, das ihm bis jezt jedesmal gelungen war. Er vertraute diesen Plan dem Franciscaner an. Als dieser einmal in der Kirche des Nonnenklosters predigte, sagte er es dem Mauroy, welcher sich zur Mittagszeit daselbst einfand, weil es einmal gewöhnlich ist, daß alle Geistliche, wenn sie zur Essenszeit kommen, in den Klöstern mitspeisen müssen. Mauroy kam also gerade in das Nonnenkloster, als man sich zu Tische sezzen wollte, und die Aebtissin bat ihn, wie er dies schon erwarten konnte, Plaz zu nehmen. Er sezte sich neben sie, um desto leichter ihr den

Streich zu spielen, der sie gewiß verführen sollte. Er wußte es, daß die Aebtissin gern überzukkerte Kastanien aß, und daß jedesmal auf der Tafel welche standen; deswegen hatte er zwei mit einem gewissen Pulver bereitet, dessen Composition Schrekken verursachen würde, wenn man es hier sagen wollte, wir wollen daher nichts davon melden, um nicht keusche Augen und Ohren zu beleidigen. Kurz dergleichen zubereitete Kastanien, die eben so schmekken, als die gewöhnlichen, hatte er zu sich gestekt; ihre Wirkung ist so unmerklich, aber dabei so heftig, daß man in kurzer Zeit die Folgen davon verspürt. Mauroy bemerkte, daß ehe die Aebtissin von dem Teller welche nahm, sie denselben der Gesellschaft präsentirte, und dann erst ein halbes Duzzend auf ihren Teller legte, er selbst nahm einige, wußte aber unmerklich zwei von seinem Machwerk darunter zu legen. Nach einer Weile stellte sich Mauroy so, als wenn er der Aebtissin zwei von ihren Kastanien stehlen wollte, legte aber in dem Augenblik zwei

andere dahin, welche das schleichende Gift bei sich führten, und gab genau Achtung, ob die Aebtissin diese Kastanien essen würde. Der Streich gelang ihm, sie aß diese so gut, als die vier andern, und er zweifelte nun keinen Augenblik weiter, daß sie nach vier und zwanzig Stunden seinen Willen erfüllen würde.

Es ist zu merken, daß außer dem Prediger, noch zwei andere Professores der Philosophie von dem nemlichen Franciskanerkloster zugegen waren, welche ebenfalls geheime Neigungen für zwei Nonnen dieses Klosters hatten. Auch sie hatten sich mit einem gewissen Pulver versehen, das von der Beschaffenheit war, nur auf eine andere Art zubereitet wurde, aber doch trage ich Bedenken, das Recept davon hier bekannt zu machen.

Der Prediger hatte auf die nemliche Art die Kirchnerin zu seinem Willen gezwungen, und wenn alle drei Nonnen von diesen drei Mönchen verführt wurden, welche überhaupt viel Anlage hatten, sich leicht verführen zu lassen, war unter der ganzen Klostergesell-

schaft niemand anders als die Aebtissin tugendhaft, und welche ungeachtet ihrer Weisheit, ungeachtet sie genau auf sich selbst Acht hatte, doch unmöglich den Fallstrikken entgehen konnte, welche Mauroy ihr legte, indem sie unglüklicher Weise wegen ihrer Reize sich in seinen Strikken fangen lassen mußte.

Mauroy blieb nicht lange ungewiß wegen seines nahen bevorstehenden Glüks. Schon den andern Morgen erhielt er von der Aebtissin ein sehr artiges Billet, worin sie ihn zum Mittagsessen einladete, weil sie ihm etwas wichtiges zu sagen hätte. Er beantwortete dasselbe mit den höflichsten Aeußerungen, daß er nicht ermangeln würde, zur bestimmten Zeit zu erscheinen. Er freute sich über die schnelle Wirkung seines Mittels, das immer von dem besten Erfolg gewesen war, glaubte aber, daß er eine wichtige Festung zu erobern hätte, die ihm viel Mühe machen würde; er mußte also in etwas seine Kräfte zu stärken suchen. Daher nahm er, ehe er in die Abtei gieng, ein halb Duzzend frische Eier zu sich, eine stärkende Fleischbrühe und

zwei Tassen Chokolade. Mit diesem geringen Frühstük versehen, gieng er in die Abtei, mit dem festen Vorsaz, seine Schuldigkeit bestmöglichst zu beobachten, in dem Fall, wenn seine Schöne ihm zu Willen seyn wollte, woran er beinah nicht mehr zweifelte.

Mauroy ward von zwei Nonnen in das Kabinet der Aebtissin eingeführt; aus Achtung ließen sie dieselbe allein, wie sie es gewöhnlich zu machen pflegten, und beschäftigen sich indessen damit, in einem Nebenzimmer die Tafel zu serviren. Die Aebtissin erröhtete in dem Augenblik, da sie den Pfarrer in ihr Zimmer eintreten sah, und nachdem sie ihn genöthigt, sich neben ihr niederzulassen, wagte sie nicht es, mit ihm ein einziges Wort zu sprechen. Dies nahm er als eine gute Vorbedeutung auf und fieng an; Befinden sie sich nicht wohl, Hochwürdige Frau? Sie schwieg. Er nahm eine von ihren Händen, als wenn er sie an den Puls fühlen wollte, that es auch wirklich und sagte: Ihre Krankheit wird bald vorüber gehen, er küßte ihre Hand, die weisser war, als Alabaster, auf die verliebteste

Art von der Welt. Diese Handlung, woraus man die heftige Leidenschaft des Mauroy sehen konnte, öfnete der schönen Aebtissin den Mund. Mein Gott! Was machen sie, mein Herr? — sagte sie zu ihm — wie unglüklich bin ich, daß ich sie kennen gelernt habe.

Mauroy las in den Augen dieser jungen Schönheit das, was in ihrem Herzen vorgieng und benuzte diesen glüklichen Augenblik. Er warf sich nieder auf die Knie, that tausend und abermals tausend Betheurungen, schwur ihr, ein immerwährendes Geheimniß zu beobachten, und da er sah, daß sie schon halb gewonnen war, raubte er ihr das Kleinod, was sie dem Herrn geheiligt hatte, weil er nicht den geringsten Widerstand fand. Das arme Mädchen war ganz von Sinnen, sie glaubte in seinen Armen vor Vergnügen zu sterben, und Mauroy, der über sich selbst nicht mehr Herr war, weil er sich im Besiz einer so vollkommenen Person befand, wollte ihr Zimmer gar nicht wieder verlassen. Allein die Aebtissin stellte ihm vor, daß es Zeit wäs

re, zum Essen zu gehen, daß sie schlechterdings diese Stunde nicht versäumen dürfte, wenn sie nicht selbst Verdacht bei den Nonnen erwekken wollte, nach Tische könnten sie sich noch lange mit einander in dem verschlossenen Zimmer vergnügen. Ja sie versprach ihm, daß sie alsdann ganz für ihn seyn wollte.

Mauroy war vollkommen zufrieden mit dem, was die Aebtissin ihm bis jezt bewilligt hatte, er verließ sich auf das Versprechen derselben, und gieng mit ihr in den Speisesaal. Er sezte sich ihr gerade gegenüber an den Tisch, wobei zwei Nonnen, gute Freundinnen der Aebtissin, die Aufwartung hatten. Beide bemerkten während des Essens ohne Mühe, so wohl aus den Bewegungen der Augen, als aus allen Handlungen, welche zwischen beiden Liebenden vorgiengen, daß die Sache, warum sie sich so lange mit einander eingeschlossen hatten, von einer ganz andern Beschaffenheit seyn mußte, als warum Mauroy gewöhnlich in das Kloster zu kommen pflegte. Beide Nonnen waren jene Freundinnen von den Franciscanern, von denen ich schon vor-

her gesprochen habe; sie machten sich jezt grosse Hofnung, daß aus dieser Intrigue auch für sie neue Vergnügungen zu erwarten wären, und stellten sich, als wenn sie von der Leidenschaft ihrer Gebieterin nichts merkten, von Zeit zu Zeit verließen sie mit Fleiß das Zimmer der Aebtissin, um dem geliebten Paar desto mehr Freiheit zu lassen.

Die Mittagstafel war bald geendigt, und der Nachmittag ward dazu verwendet, wie man schon mit einander verabredet hatte; erst mitten in der Nacht gieng man auseinander, nachdem sich beide Theile alle Beweise einer zeitlichen Leidenschaft gegeben, als nur zwei junge Leute von diesem Kalibre fähig waren. Mehr als einmal ward die Liebe erneuert, mit der grösten Zufriedenheit der dabei interessirten Partheien, sie trennten sich nun, nach dem Versprechen, daß sie sich sobald als möglich wiedersehen wollten, welches Versprechen sie auch sehr gern hielten.

Einige Monate dauerte dieser kleine Liebeshandel fort, dies Band der Eintracht war sehr genau und vollkommen geknüpft, zwischen

den drei Nonnen, Freundinnen der Aebtissin, den Franciscanermönchen und dem Mauroy. Die Sache gieng sogar so weit, daß sie alle zusammen verkleidet aus dem Kloster giengen, und in dieser äußerst künstlichen und versteckten Verkleidung Komödien und Opern besuchten, mit eben derselben Dreustigkeit, als wenn sie Weltleute gewesen und sich diese Vergnügungen ungestraft hätten machen können. Allein alles Ding hat sein Ende. Eine unglükliche Parthie, die man ziemlich unklug anstellte, brachte zwischen allen diesen Liebenden eine unwiderrufliche Trennung hervor. Doch dieser Fall verdient etwas genauer erzählt zu werden.

Der Professor der Theologie, den wir schon kennen, schlug der Aebtissin vor, daß er sie selbst im Franciscanerkloster, mit drei Nonnen, seinen Freundinnen, traktiren wollte, wenn sie es sich wollte gefallen lassen. Die Einladung ward angenommen; er allein trug alle Ausgaben und besorgte die Anordnung der Tafel. Es wurde in seinem Zimmer angerichtet, und seine drei Freunde vergaßen

es nicht, an dem bestimmten Tage zu ihm zu kommen.

Die Aebtissin und ihre Nonnen verkleideten sich als Kavaliere und giengen so in das bewußte Franciscanerkloster. Sie wurden mit tausend Freuden aufgenommen, und das Wohlleben, worin sie hier sich unaufhörlich befanden, verleiteten sie so weit, daß sie zwei Tage und drei Nächte da blieben, ohne nach ihrem Kloster zurükzukehren. Alle Vorsichtigkeitsregeln waren in dem Franciscanerkloster, von diesem guten Vater so wohl genommen, daß obgleich in ihrem Hause mehr denn vierhundert Augen waren, die alle ihre Handlungen genau untersuchen konnten, alles doch so gut angeordnet war, daß selbst die Hellsehendsten verblendet wurden, und am meisten der Frater Thürsteher. Die meisten meiner schönen Leser nnd Leserinnen werden es gern sehen, wenn ich ihnen sage, auf welche Art diese schönen Damen, in der Gestalt junger Herren, sind traktirt worden. Dies soll sogleich in der folgenden Erzählung geschehen.

Vierte Erzählung.

Eine Kette von Ausschweifungen durch die Unordnung der Obern zweier berühmten Klöster in Paris veranlaßt.

So viel Aufmerksamkeit ein ehrlicher und rechtschaffener Guardian eines Klosters, worin zwei bis dreihundert Mönche, wovon zwei Drittheil gewöhnlich junge Brauskopfe sind, haben muß, kann er doch unmöglich, auf die Aufführung aller so genau wachen, daß nicht hin und wieder Unordnungen und Ausschweifungen entstehen sollten. Die viere, wovon wir gesprochen, bekleideten nach dem Superior die ersten Stellen im Hause. Sie hatten völlige Freiheit aus- und einzugehen, wie sie nur immer wollten, ja sie konnten sogar

gute Freunde auf ihrem Zimmer bewirthen, ohne daß der Guardian sie zurückweisen durfte; ja er fiel nicht einmal auf den Gedanken, den vierten Theil von dem zu muthmaßen, was daselbst vorgieng. So hatten sie auch die Freiheit, ihren Freunden eine kleine Kollation zu geben, welches allen übrigen durchaus verboten war. Diese Erlaubniß hatte man ihnen wegen der großen Dienste gegeben, die sie dem Kloster geleistet, indem sie dazu gebraucht wurden, die jungen Mönche in der Philosophie, Mathematik, Theologie und andern Wissenschaften zu unterrichten, um aus ihnen große und gelehrte Männer zu ziehen.

Diese guten Väter benuzten also ihre Freiheiten, oder besser zu sagen, sie mißbrauchten die Güte ihres Guardian. Nachdem die Damen in das Zimmer des Professors der Theologie, das zum Speisen bestimmt war, eingetreten waren, erstaunten sie nicht wenig, als drei unbekannte Leute in Mänteln hereinkamen. Der eine beschäftigte sich damit, den Tisch zu stellen, besezte ihn mit acht Couverts. Nachdem sie ihre Mäntel abgeworfen hatten,

sahe man, daß sie einen ganzen Auffaz hatten, welcher der größten Tafel keine Schande würde gemacht haben.

Es wurden Suppen, Gekochtes und Gebratenes, Hühner, Tauben, Rebhüner, Fricassees, Torten, Biscuits, Makronen, Früchte und viele kleine Nebengerichte aufgetragen; mit einem Wort alles, was erforderlich ist, eine glänzende Tafel auszumachen, war hier im Ueberfluß anzutreffen. Bald nachher erschienen einige Duzend Flaschen feine Weine und verschiedene Liquere, auch dies ward unter den Mänteln mit einigen Rasperbroden, in Form eines Bandeliers, ohne daß der Thürsteher etwas davon merkte, ohne daß seine Augen etwas davon sahen, seine Nase von dem Geruch so vieler schönen Ragouts etwas roch, oder daß man fragte, wohin diese Leute wollten, welche sich mit einander verabredet hatten, den Namen eines Paters zu sagen, und da jeder einen andern immer sagte, merkte man nicht, daß sie nur zu einem Einzigen giengen, und der Thürsteher ließ sie gern durch, ohne mit ihnen ein langes Examen anzustellen. So-

bald sie aber im Zimmer waren, war es ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie sie alle ihre Fricassees anordneten, die Schüsseln waren mit Blumen geziert, und so symmeterisch gestellt, daß es schien, als wenn sie in ihrem eignen Hause dies Festin zubereitet hätten. So wahr ist es, daß Liebe und Geld täglich neue Wunder verrichten.

Diese Ceremonie wurde genau beobachtet, und bei jeder Mahlzeit wiederholt, während der beiden Tage und der drei Nächte, als die Damen sich an diesem angenehmen Ort aufhielten. Die Patres versäumten aber doch nicht, täglich ein oder zwei Stunden in die Classen zu gehen, den jungen Mönchen die gewöhnlichen Lektionen zu geben, oder Jemanden an ihre Stelle zu schikken, damit um so weniger ihr Spiel entdekt werden möchte.

Es würde freilich hier ebenfalls am rechten Orte seyn, wenn ich auch erzählte, wie diese guten Leute die Nächte zubrachten; allein dies erräth wohl Jedermann von selbst, es wird also genug seyn, wenn wir sagen, daß diese ehrwürdigen Patres sich selbst, diese drei

Nächte von den Metten dispensirten, weil sie etwas nöthigers zu thun hatten. Jeder nahm seine gute Freundin mit unter die Dekke, und .... doch eine von den dabei befindlichen Nonnen hat ja selbst dies gebeichtet, indem ihre Gewissensbisse es nicht zuließen zu schweigen, sondern sie zu einem feierlichen Bekänntniß antrieben. Sie entdekte alle Geheimnisse des treuen Bundes, kurz die Folgen davon machten so viel Lermen, daß man sich jezt kein Gewissen mehr daraus machte, alles öffentlich zu erzählen.

Man sollte glauben, daß zwei Tage und drei Nächte hinreichend wären, auch den größten Wollüstling zu befriedigen, da diese Personen die Freiheit hatten, so oft als sie nur wollten, sich zu vergnügen. Es ist wahr, diese Ausschweifungen hatten sie etwas abgemattet. Am dritten Tage des Morgens giengen die Aebtissin und ihre Nonnen nach ihrem Kloster zurük, wo man allerdings manche Anmerkung über ihre lange Abwesenheit machte, aber weil man Niemanden Rechnung ab-

abzulegen hatte, ward auch weiter nichts aus dieser Sache gemacht. Die Franciskaner sahen ihre Schönen von Zeit zu Zeit wieder, allein mit mehr Vorsicht, als vordem. Sie wollten sie auch nicht wieder ins Kloster kommen lassen, weil sie ein nahes Unglück ahndeten. Maurey freute sich, daß die Aebtissin schwanger war, worüber sie selbst rasend werden wollte, die übrigen Nonnen, welche in dem nemlichen Zustande waren, ertrugen, eine einzige ausgenommen, ihr Schicksal mit Geduld, und erwarteten ruhig den Augenblick, wenn sie von ihrer Last befreiet werden würden.

Die eine Nonne gerieth in Verzweiflung, da sie sah, daß ihr Leib täglich mehr anschwoll und ihr Rock immer kürzer ward. Sie starb zulezt vor Gram über ihr Schicksal. Vor ihrem Ende bereuete sie ihre Sünde, und berichtete einem rechtschaffenen Mann alles, mit der Erlaubniß, daß er dem Erzbischoff alles, was sie ihm gesagt, entdekken könnte.

Der Erzbischoff, unterrichtet von diesem sonderbaren Vorfall, untersuchte die Sache mit sehr viel Delikatesse. Die Nonne, welche ihr Verbrechen bekannt, bekam die Erlaubniß, das Kloster zu verlassen, und wegen ihrer Kränklichkeit zu ihren Eltern aufs Land zu ziehen, um dort die freie Luft genießen zu können. Er ertheilte ihr auch, weil sie ihm selbst alles gestand, die Absolution, weil sie aufrichtige Reue versprach. Bald nachher starb sie.

Nachdem der Erzbischoff von Paris von allem genaue Erkundigung eingezogen, wollte er in einer so wichtigen Sache nichts für sich thun, sondern stattete davon dem König Bericht ab, welcher sich damals in Versailles aufhielt. Der König war darüber sehr zornig, mehr aber über den Maurey und über die Mönche, als über die armen Nonnen, die sich allenfalls wegen der Schwäche ihres Geschlechts entschuldigen ließen, am meisten aber die Aebtissin, welche wirklich unschuldig war. Es wurden sogleich von dem König selbst Ver-

Haftungsbefehle ausgefertigt, um sich ihrer Personen zu versichern, und der Erzbischoff bekam den Auftrag, diesen Prozeß mit so wenigem Geräusch zu betreiben, als es sich nur thun ließe, und die Strafbaren zu bestrafen, ohne doch ihren Orden zu beschimpfen.

Maurey wurde zuerst in seiner Wohnung arretirt und nach dem Gefängniß des Offiziums gebracht; die vier Franziskaner wurden nach einem nah bei Paris gelegenen Kloster transportirt, und der Bewachung der Mönche anvertraut. Hier wurden sie zwischen vier Mauern bei Wasser und Brod eingeschlossen, doch alle von einander abgesondert, bis auf weiterm Befehl. Die Aebtissin und die Nonnen wurden ebenfalls nach verschiedenen Nonnenklöstern gebracht, wo man sie zu der nemlichen Bußübung verurtheilte.

Nach den über sie angestellten Verhören, wurde ihnen ihr Prozeß sehr bald gebracht; indem der Erzbischoff den Maurey und die andern Mönche verurtheilte, ihre übrige Lebens-

zeit in Löchern zuzubringen. Einige wollten wissen, daß man ihnen das Leben genommen habe, worüber wir aber vor der Hand keine bestimmte Auskunft geben können, es müßte sich denn in unsern Zeiten in einem aufgehobenen Kloster hierüber etwas bestimmterers finden. Was die Aebtissin und die Nonnen betrift, erhielten sie nach ihrer Entbindung von dem König Begnadigung, weil man wirklich Ursach habe, über ihr Unglück Mitleiden zu haben. Man brauchte blos die Vorsicht, daß man sie in andere Klöster brachte, doch jede in ein besonders, wo ihre Geschichte noch nicht bekannt geworden war. Hier hatten sie Zeit, über ihr unüberlegtes Betragen Betrachtungen anzustellen, und allen Umgang mit Mannspersonen zu verfluchen.

Diese Geschichte der Franciskaner machte in Paris eben kein großes Lermen, weil der Erzbischoff dafür sorgte, daß sie sogleich unterdrückt wurde. Allein die Liebesintriguen des Maurey und sein unglückliches Ende wurden bekannt genug, daß man viele Jahre lang in

den Gesellschaften beinah von weiter nichts als von ihm gesprochen hat, und sogar das Volk war gegen diesen Scheinheiligen so erbittert, oder um mich noch genauer auszudrücken, gegen diesen Bösewicht, welcher mehr als dreißig tausend Tabacksdosen von mancherlei Formen und Metallen machen ließ, wodurch er die Künstler bereicherte. Auf demselben siehet man Maurey mit seinem kleinen Kragen, zugespizten Bart und schwarzen Stabe, wie er eine Schöne in seinen Armen hält, die Hände an gewisse wollüstige Oerter, ihn selbst aber in einer gewissen Unordnung, welche die Schamhaftigkeit nicht erlaubt, genau zu beschreiben. Werden wir uns nach einem so einleuchtenden Faktum noch weiter auf Scheinheilige verlassen, und ihnen die Aufsicht über unsre Weiber und Töchter anvertrauen?

Doch wir wollen hier indessen abbrechen, und wieder auf unsre Gasconier kommen, und sehen, wie sie sich weiter werden durchschlagen, nachdem sie schon einen hübschen Anfang zu einem kleinen Vermögen gemacht. Sie treiben ihren Scherz mit den Geheimnissen des

d' Arlon, dem sie doch eigentlich ihr Glück zu danken hatten. Sie kamen doch endlich nach manchen Umwegen und widrigen Schicksalen zum Zweck, wie uns die folgende Erzählung umständlich sagen wird.

Fünfte Erzählung.

Lustige Streiche von einigen Chevaliers der Judustrie.

Unsere Gasconier waren mit dem Gelde, daß sie in den Zimmer des Maurey unter sich getheilt hatten, aus dem Invalidenhaus weggegangen. Diese Herberge, wo sie freilich länger hätten bleiben können, schien ihnen zu klein zu seyn, sie mietheten sich ein in eine Auberge zu Faxburg St. Germain, nachdem sie sich vorher standesmäßig equipirt hatten. Hier hielt man sie für Standespersonen, sowohl wegen ihrer artigen Maniren, als vornemlich wegen des großen Aufwandes, den sie machten. Mit Bekümmerniß erfuhren sie das traurige Schicksal, welches ihrem Freunde

Maurey begegnet war, allein alle ihre Kunst war nicht zureichend, ihn aus diesem bösen Handel herauszuziehn. Alles, was sie thun konnten, war, daß sie ihn bedauerten, allein sie besorgten zugleich, daß er bei seinem Verhör sie mit in das Spiel hereinziehen möchte, und daß ihnen dies einige Unannehmlichkeiten mit der Justiz verursachen könnte, daher veränderten sie nicht blos ihr Quartier, sondern sie trennten sich auch. d' Arlon bezog eine Wohnung im Mareis, du Rocque miethete ein Zimmer bei den Gobelies; beides Wohnungen, die ziemlich weit von einander entlegen waren. du Rocque, der nichts um die Geheimnisse des d' Arlon wußte, war äußerst empfindlich über diese Trennung, weil er die schrecklichsten Folgen davon in Ansehung seines Interesses davon vorhersah; aber dieser wollte ihm nie seine geheimen Wissenschaften anvertrauen, weil sein Spiritus Familiaris ihm nie dazu seine Einwilligung gab. Du Rocque liebte das Spiel: und da nach einiger Zeit sein Camerade genöthigt ward, wegen einer tödlichen Sache Paris zu verlassen, befand er

sich in der äußersten Verlegenheit. An einem schönen Morgen hatte er auch keinen Pfennig, er that also sein möglichstes, etwas zu bekommen. Zum Glük war er noch anständig gekleidet, das war aber auch alles, was ihm Ehre machte. Gerade an diesem glüklichen Tage, wo er keinen Sous in der Tasche hatte, und durch die Straße des Lombars gieng, begegnete ihm ein Zufall, wodurch er ganz unerwartet zum Besiz von einigen Pistolen kam.

Ein neues Schild vor einem gewissen Wirthshause machte ihn aufmerksam, er blieb stehen, und betrachtete es genau, als ein Bursche, der einer Magd, die vor ihrem Hause kehrte, ein Stück Geld suchen half, dieser im Scherz eine verfaulte Gurke an den Kopf werfen wollte, zum Unglück aber den Duroque traf. Dieser ward dergestalt betäubt, daß er zu Boden stürzte, und seine Kleider dergestalt besudelte, daß er nicht zu kennen war.

Er sprang im Zorn auf, erkannte den bald, der ihm dies zugezogen hatte, lief was er laufen konnte, dem Burschen nach, bis an eine hohe Treppe. Hier würde er ihn sicher

durchstochen haben, wenn der Herr des Hauses, der auch zugleich der Herr dieses Burschen war, nicht hereingetreten wäre, sich nach den Umständen erkundigt, und durch sein Zureden den Beleidigten zufrieden gestellt hätte. Dieser Mann war ein Großhändler, sehr reich; dachte billig, und konnte es durchaus nicht leiden, wenn ein Anderer beleidigt ward.

Mein Herr, sagte er zu dem Durocque, der aufs neue zu wüthen anfieng, — ihr Unwille ist gerecht, dieser Schlingel soll auch dafür von mir nach Verdienst bestraft werden. Kommen Sie zu mir auf mein Zimmer. Leider sehe ich — fuhr der Kaufmann fort — daß ihre ganze Kleidung verdorben ist; doch es soll ihr Schade nicht seyn, weil ihnen mein Bedienter dies Unglück durch seinen Muthwillen zugezogen hat, so erfodert es meine Pflicht, ihnen eine ganz neue Kleidung zu bezahlen. — Ich halte Sie beim Wort, — fiel Durocque sogleich ein — Nie habe ich mein Wort gebrochen — versezte der Kaufmann — ja ich will Ihnen sogleich eine Hand-

schrift geben, mit der Sie zu meinem Schneider Jourdein sich begeben können.

Der Kaufmann schrieb an seinen Schneider: „Sie haben Vorzeiger dieses, einem Edelmann, sogleich ein Kleid, wie er es sich wünscht, zu geben, oder ihm auf meine Rechnung den Werth davon baar auszuzahlen.“ Durocque stieg sogleich in einen Miethswagen, und fuhr zu dem genannten Schneider Jourdein. Derselbe hatte gerade an demselben Morgen aus der Garderobe des Prinzen von Conti, einige kostbare Kleidungsstükke gekauft, worunter sich auch eins durchaus mit Goldgestiktes befand. Es war dem Duroque gerade recht, als wenn es ihm wäre angemessen worden. Der Schneider hatte dafür acht und zwanzig Pistolen gegeben, und wollte es gern mit zwei Pistolen Profit wieder verkaufen. Durocque ließ sich den Handel gefallen, stellte darüber einen Empfangschein aus, zog es an, setzte sich damit in den Wagen, fuhr zu einem Trödler und verkaufte es in dem Augenblik, aber das dargelößte Geld wurde auch schon an dem nemlichen Tage wieder verspielt. Weil er das

Fahren gut verstand, vermiethete er sich als Kutscher bei einem Kassenrendanten, entwendete demselben vierzehn bis funfzehntausend Livres, entfloh damit nach Auvergne, wo er einen Handel mit Rindvieh anfieng, wobei er so glüklich war, daß er nach Verlauf von fünf bis sechs Jahren eine gute Parthie that, und allein sechszigtausend Livres auf Interessen ausstehen hatte.

Als seine Sachen so gut standen, war er auf Mittel bedacht, seine übrige Lebenszeit in Ruhe zu verbringen. In Frankreich war er nicht sicher, weil der Kassenrendant ihn des Diebstahls angeklagt, und von den Gerichten bereits das Urtheil ergangen war, daß er den Strang verdient hätte, in Ermangelung seiner Person, wurde aber indessen die Exekution an seinem Bildniß vollzogen.

Durocque besorgte, daß über kurz oder lang die Sache für ihn eine schlimme Wendung nehmen könnte, und war daher auf Mittel bedacht, von dieser Seite ganz sicher

zu seyn. Er reiste in kognito nach Paris, stekte sich hinter einen gewissen Pater Remlet, stellte dem Kassenrendanten das gestohlne Geld nebst den Interessen wieder zu, und bewirkte dadurch so wohl die Zurücknehmung des Urtheils, als die Befreiung von aller Strafe. Indessen war Durocques Frau gestorben, und er brachte nun seine Sachen in Auvergne vollends in Ordnung. Als er nach Paris zurükkam, traf er zum Glück seinen alten Freund d'Arlon an, dem sein Spiritus Familiaris schon lange verlassen hatte, und gerade jezt nicht in der besten Lage war.

Aus langer alter Freundschaft bot ihm Durocque die Hälfte seines Vermögens an, welches dieser auch sogleich annahm. Sie änderten sich beide mit einemmal, so nichtswürdige Menschen sie vorher gewesen waren, so sehr bestrebten sie sich jezt, die vorigen schlechten Streiche durch eine regelmäßige Aufführung wieder gut zu machen. Sie wußten sich durch ihre Talente und durch ihr Geld Gönner und Freunde zu verschaffen, die kein Be-

denken trugen, ihnen zu Bedienungen zu verhelfen, die ihren Kenntnissen vollkommen angemessen waren. Doch wir werden Gelegenheit haben, in der Folge noch weiter von ihnen zu sprechen.

Sechste Erzählung.

Ganz sonderbare Ereignisse und überglüklicher Zufall.

Der Herzog von Villars, den das Glük selbst, so zu sagen, zum höchsten Gipfel geleitet, indem der König ihn erst ganz neuerlich zum Marschall von Frankreich ernannt hatte, hielt vor jezt seine Winterquartiere in Paris. Unseren beiden Gaskoniern, die sich jezt recht gut equipirt hatten, fiel es an einem Morgen ein, zum Hotel des Marschalls zu gehen, und sich bei ihm melden zu lassen. Sie wurden angenommen, bei ihm eingeführt, und mit einer unverschämten Dreustigkeit überreichten sie ihm die zwölf Louisd'or in einem kostbaren Beutel, und erinnerten ihn an seine Reise nach Guyenne, bei welcher Gelegen-

heit sie die Ehre gehabt, mit ihm Bekanntschaft zu machen.

Der General wunderte sich, diese beiden lustigen Vögel in einem solchen Aufzuge vor sich zu sehen. Er begegnete ihnen mit einer Artigkeit, die damals den Franzosen so ganz eigen war, gab ihnen die angebotene Börse mit einer Art zurük, daß es nicht möglich war, diese Weigerung übel zu nehmen, und bot ihnen im Gegentheil sein Geld und seinen ganzen Credit an, wenn er ihnen dadurch angenehme Dienste erweisen könnte. Er erkundigte sich hierauf, wie sie die Zeit über, da er sie nicht gesehen, gelebt hätten, und woher es käme, daß sie in einen so guten Stand wären. Er bekam anstatt der Wahrheit tausend Gasconadenstreiche zu hören, die ihm außerordentlich viel Vergnügen verursachten.

Herr von Villars, der mit ihren Antworten vollkommen zufrieden war, bot ihnen sein Haus und Dienste unter seinem Regiment an. Beides nahmen sie um so lieber an,

weil

weil sie dadurch am ersten Gelegenheit bekamen sich hervorzuthun, und unter einem so großen Geist ihr Glük zu machen; dahin konnten sie leicht gelangen, indem sie unter seinen Augen verschiedenen Schlachten beiwohnten. D'Arlon ward zulezt Generallieutenant bei einem Cavallerieregiment. Du Roc, que bewieß sich in mehrern Schlachten als ein tapfrer Mann, bis seine Wunden ihn außer Stand sezten, weitere Dienste zu thun. Beide wurden auf Empfehlung ihres großen Gönners Ritter des Ludwigsordens, und empfingen ansehnliche Pensionen, die ihnen der König wegen ihrer getreuen Dienst bewilligte.

Dieser edelmüthige Zug gereicht dem General zu keiner geringen Ehre; wer aber seinen vortreflichen Karakter gekannt hat, wird sich darüber nicht wundern. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, einen ähnlichen von diesem großen Mann anzuführen.

Ein junges Frauenzimmer, die Tochter eines Kaufmanns in Valenciennes, mit dessen Vermögensumständen es eben nicht zum

besten aussah, fand doch Gelegenheit, wegen ihrer Schönheit und wegen ihres Verstandes Anbeter genug zu bekommen; einige wünschten auf eine eheliche Art eine Verbindung mit diesem Mädchen einzugehn, andere wollten sie blos zu ihrem Vergnügen haben. Einer von ihren Verehrern bewarb sich sonderlich um sie, und es war ihm ein Ernst, sie zur rechtmäßigen Gemahlin zu nehmen. Er war aus einer der ansehnlichsten Familien in Valenciennes, sehr reich, aber hatte noch Vater und Mutter, die äußerst eigennüzzig waren, und gewiß nie ihre Einwilligung zu einer Ehevorbindung würden gegeben haben, wovon sie weder Ehre noch Vortheil hatten. Sie erklärten sich hierüber gegen ihren Sohn deutlich, und sagten ihm gerade zu, daß wenn er doch das Mädchen heirathete, sie ihn gewiß enterben würden. Der Sohn gab dagegen zu verstehen, daß er ihnen in allen Stükken gehorchen und sich nie mit diesem Mädchen einlassen würde, indem er weit bessere Aussichten hätte.

Mit dieser Erklärung waren die guten Leute vollkommen zufrieden. Damit aber auch seine Eltern sehen sollten, daß es ihm mit diesem Versprechen ein Ernst wäre, schlug er ihnen vor, daß er Lust hätte nach Rom zu reisen, und nach seiner Zurükkunft dächte er sich so zu verheirathen, daß seine Familie vollkommen damit zufrieden seyn sollte. Ein solcher ungezwungener Gehorsam gefiel den Eltern, und sie gaben herzlich gern dazu ihre Einwilligung, gaben ihm Geld und Wechselbriefe mit, damit er seiner Familie Ehre machen sollte. Er reiste aus Valenciennes einige Tage nachher in Begleitung eines einzigen Bedienten: doch hatte er bereits mit der Schönen die Verabredung getroffen, welche List er gebrauchen wollte, sie ohne Störung besizzen zu können.

Die junge Mariane — so heißt das schöne Mädchen — verlangte, daß er sich deutlicher erklären sollte, sie war außer sich über seine Abreise, sie liebte ihn zu zärtlich, daß sie immer besorgte, er möchte sie hinter-

gehen. Aber er gab ihr mit so vielen Versicherungen und Schwüren zu verstehen, daß er es treu und ehrlich mit ihr meine, und daß er blos aus Liebe zu ihr sich stelle, als wenn er eine so weite Reise vornähme. Wenn sie sich ihm anvertrauen wollte, wäre er bereit, sie nach Doury bei einer von seinen Freundinnen zu bringe, da wolle er sich mit ihr vermählen und diesen Ort so lange zu seinem Aufenthalt wählen, bis seine Familie ihre Einwilligung in seine Heirath so wohl, als in seine Zurükkunft gegeben hätte. Er zeigte ihr mehr als tausend Louisd'or an Werth, theils an baarem Gelde, theils in Wechselbriefen. Er bot ihr alles dies Geld an, damit sie sehen sollte, wie ehrlich er es mit ihr meine. Es kostete ihr freilich viel Gewalt, darein ihre Einwilligung zu geben, denn es war ja ein möglicher Fall, daß dieser junge Mensch sie nur darum entführen wollte, um sie zu entehren. Sie that freilich nicht unrecht daran, daß sie so dachte, aber die Zudringlichkeit des Edelmanns, und ein gewisses Feuer, das aus seinen Augen strahlte,

waren von der Art, daß sie ihm weiter keinen Widerstand leisten konnte, und in ihre Entführung ihre Einwilligung gab. Sie reiste incognito nach Doury, wo ihr Geliebter sie bereits erwartete, sich mit ihr heimlich vermählte und das Glük der Liebe genoß.

Ein ganzer Monat lang ward in abwechselnden Vergnügungen zugebracht, als der junge Mensch zu überlegen anfieng, welchen Fehler er begangen, daß er dies Mädchen ohne Vermögen wider Willen seiner Eltern geheirathet. Es stellten sich ihm jezt lebhaft alle die unglüklichen Begebenheiten vor die Augen, welche er sich durch diese Heirath selbst zugezogen; doch hatte er so viel Besonnenheit, daß er diese Unruhe vor seiner neuen Gattin zu verbergen wußte. Er verdoppelte daher seine Liebkosungen, damit er sie desto gewisserer betrügen könnte. An einem schönen Morgen, ohne von ihr Abschied zu nehmen, sezte er sich, unter dem Vorwande, auf die Jagd zu reiten, auf sein Pferd, nahm seinen Diener, sein Geld, und alle seine Wechselbriefe mit, und ließ blos dreißig Pistolen seiner unglüklichen

Gattin in der Chatoulle zurük. Wenn ich ihre Verzweiflung über seine Abreise, die sie nur zu bald erfuhr, beschreiben würde, so würde man mich in den Verdacht haben, als wenn ich einen Roman schreiben wollte. Ich werde mich vielmehr bemühen, die Wahrheit dieser sonderbaren Geschichte ohne allen Zusaz zu schreiben, welches diejenigen leicht merken werden, die bereits von den Umständen dieser Begebenheit unterrichtet sind.

Diese in aller Absicht unglükliche Frau bekam nach Verlauf von acht Tagen von ihrem verrätherischen Ehemann einen Brief, der ihr Unglük bestätigte. Er gab ihr zugleich den Rath, nach Valenciennes zurükzukehren, wo er vielleicht in der Folge seine Familie dahin bestimmen könnte, sie öffentlich für seine Gattin anzuerkennen. Sie könnte sich leicht einen Begrif von seiner unglüklichen Lage machen, er wollte sich lieber allen Gefahren des Lebens ausseżzen, als in ein Land zurükkehren, wo sie mit ihm nicht in Ehren leben könnte.

Ohne sich lange zu bedenken, wußte sie, was dabei zu thun sey. Sie nahm nemlich das Geld, welches der Treulose ihr zurükgelassen, nebst ihren Sachen, die sie in einen Koffer pakte, sezte sich in einen Wagen, und fuhr nach Paris. Sie begab sich sogleich als Pensionairin in ein Kloster, das in einem sehr guten Ruf stand. Doch um ihr Unglück noch zu vergrößern, konnte sie in demselben nicht länger bleiben, als bis zu ihrer Niederkunft; aber gerade um diese Zeit war ihr Geld alle geworden, ihre Kleider waren bereis verkauft, und von allem entblößt, befand sie sich in dem schrecklichsten Zustand, den man sich nur denken kann.

Sie kam glüklich mit einem Sohn nieder. Da sie aber nicht wußte, wovon sie das Kind ernähren sollte, ließ sie es in ein Findelhaus bringen, und sie selbst suchte Dienste bei einer Herrschaft, um nur nothdürftig ihr Brod verdienen zu können. Sie war so schön wie ein Frühlingsmorgen, allein man war zu wenig mitleidig, sie irgend wo anzunehmen, daß sie wirklich Noth zu leiden anfieng. Zu ih'

rem Unglück fiel sie in die Hände einer elenden Kupplerin, die unter dem Vorwande, ihr beizustehen, sie an junge Wollüstlinge verkaufte, welche durch Gewalt mehr, als durch ihre Einwilligung mit ihr auf eine viehische Art umgiengen. Nachdem sie acht Tage lang mit solchen Buben eingeschlossen war, welche sich es zur Ehre rechneten, mit ihr als die ärgste Hure umzugehen, sezten sie die arme Frau vor die Thüre, da sie merkten, daß sie dieselbe ganz verdorben hatten, und nun weiter nichts mit ihr anzufangen wäre.

Die Verzweiflung, worin sich diese tugendhafte Frau befand, ist unbeschreiblich, sie fragte bei verschiedenen Chirurgen an, ob sie nicht so mitleidig seyn wollten, sie umsonst zu kuriren. Niemand war so barmherzig: ihr Uebel schien ein veralteter Schaden zu seyn, der viel Zeit und Mühe zu kosten schien, wozu sich aber niemand gern verstehen wollte.

Jezt war sie bereit — denn die Verzweiflung war bei ihr bis zum höchsten Gipfel gestiegen — sich in die Seine zu stürzen. Doch in dem sie über die Pont Rojal gieng,

bemerkte sie verschiedene Standespersonen, welche in die Thuilleries hineingiengen. Unter andern zog ihre ganze Aufmerksamkeit ein Wagen auf, worin sehr reich gekleidete Damen saßen. Der Himmel gab es ihr ein, ihnen auf dem Fuß zu folgen, und so gieng sie ihnen in einer gewissen Entfernung immer nach, bis in eine ziemlich einsame und dunkle Allee, wo sie sich alle auf eine Bank niederließen. Sie faßte hierauf ein Herz, fiel vor ihnen auf die Kniee, und erzählte ihnen mit ein paar Worten die Hauptbegebenheiten ihres traurigen Schicksals; die Damen wurden dadurch so gerührt, daß sie zusammenlegten, und ihr einen ansehnlichen Beutel voll Pistolen gaben. Dies war der glüklichste Zufall von der Welt für diese arme unglükliche Frau. Sie bedankte sich bei diesen guten Damen mit Thränen im Auge, und diese wurden durch ihren Verstand, durch ihre Schönheit und durch ihr artiges Betragen so gerührt, daß sie ihr versprachen, weiter für ihr Glück zu sorgen. Indem sahen sie den Herrn von Villars von weiten kommen, der sie aufsuchte, bei dieser Gelegenheit

fiel es ihnen ein, dieser jungen Frau zu sagen, daß sie sich bemühen würden, für sie bei diesem Herrn eine Vorbitte einzulegen, sie möchte sich daher nur in dieser nemlichen Allee am Ende einer Bank niedersezzen, damit sie sogleich zu finden wäre, wenn man etwas zu ihrem Besten ausgewirkt hätte.

Die junge Frau, im äußersten Grad betrübt, machte den Damen ihren Wohlthäterinnen eine tiefe Verbeugung, entfernte sich und sezte sich auf die Bank nieder, die man ihr gezeigt hatte. Sie war kaum einige Schritte fortgegangen, als der Herr von Villars zu den Damen kam, und von ihnen das unglückliche Schikſal der armen Frau erfuhr, doch verschwiegen sie mit Fleiß ihm ihren geheimen Kummer, der eigentlich nichts zur Sache that, und wodurch vielleicht der Herr von Villars eine üble Idee von dem Frauenzimmer hätte bekommen können. Er verließ hierauf die Damen schnell und begab sich zur Unglüklichen.

Er gab ihr sogleich einen kleinen Geldbeutel mit zwanzig Louisd'or zum Geschenk, dann bewunderte er ihre Schönheit und alle

ihre Vollkommenheiten, womit die Natur sie begabt hatte, entweder aus Mitleiden, oder aus wirklicher Liebe. Er sagte ihr hierauf, daß sie des Morgens um acht Uhr zu ihm kommen, weil er von ihr selbst ihre traurige Lage recht umständlich erfahren möchte, damit er desto schneller Mittel ausfindig machen könnte, etwas zu ihrer Beruhigung beizutragen. Damit aber sein Thürsteher keine Umstände machen möchte, sie in sein Kabinet zu lassen, schenkte er ihr ein goldnes Etui mit seinem Bildniß, welches sie nur vorzeigen dürfte, so würde sie sogleich eingelassen werden.

So vieles Glück in so kurzer Zeit erschütterte gewissermaßen die Schöne aus Valenciennes. Sie bedankte sich bei dem General für dies ansehnliche Geschenke, mit aller der Unterwürfigkeit und Demuth, welche sie seinem Stande schuldig zu seyn glaubte, und versprach ihm, seinem Befehl auf des pünktlichste zu gehorchen. Der Herr von Villars begab sich hierauf wieder zur Gesellschaft, und die schöne Frau vollkommen zufrieden über die-

se glückliche Zusammenkunft, verließ das Champ des Thuilleries, suchte sich hierauf eine anständige Wohnung aus, versah sich nothdürftig mit Kleidungsstükken, und erwartete mit der größten Ungeduld den Anbruch des folgenden Tages, um zu sehen, was die reizzenden Versprechungen des Herrn von Villars eigentlich zu bedeuten hätten.

Den andern Morgen, gerade mit dem Glokkenschlag acht Uhr, stand sie vor dem Eingang seines Hotels, sobald der Thürsteher das Zeichen sah, machte er nicht die mindesten Umstände, sie einzulassen, brachte sie selbst ins Vorzimmer, wo sie dies geheime Zeichen dem Kammerdiener noch einmal vorzeigte, der sie gleich bei der Hand nahm, und sie bei seinem Herrn ins Kabinet hereinführte, indem er, wie man sich leicht vorstellen kann, das Frauenzimmer für ein Freudenmädchen hielt, die der Herr bestellt habe.

Sobald sie der Herr von Villars hereinkommen sah, nahm er sie mit aller Freundschaft auf, nöthigte sie, sich neben ihn zu sezzen, und bat sie, ihm umständlicher als ge-

stern alle ihre Unglücksfälle zu erzählen. Die Schöne fand sich hierzu willig, und that dies mit dem größten Vergnügen. Sie machte dem Herrn von Villars von der Untreue und Verrätherei ihres Mannes eine so rührende Beschreibung, daß er dadurch bewegt wurde, und sie ihm weit schöner vorkam als gestern. Er suchte ihr auf eine sehr zärtliche Art Trost zuzusprechen, und gieng endlich so weit, ihr zu sagen, daß wenn sie sich entschließen könnte, seine Freundin zu werden, so wollte er sie sogleich in einen solchen Stand sezzen, daß sie gewiß ihr Unglück darüber vergessen sollte.

Die junge Unglückliche erschrack über einen solchen Antrag nicht, im Gegentheil sagte sie zu dem Herrn von Villars, daß dies für sie eine große Ehre seyn würde. Aber gegenwärtig wäre sie dieser Ehre durchaus unwürdig, denn wenn sie auch sogleich davon Gebrauch machen wollte, würde sie sich selbst der Gefahr aussezzen, daß sie von ihm gehaßt würde, so liebenswürdig sie ihm auch jezt zu seyn schien. Villars wunderte sich nicht wenig darüber, und wollte, daß sie sich näher er-

klären sollte. Sie trug daher kein Bedenken, ihm ihre ganze traurige Lage zu erzählen, vornemlich jene lezte für sie so unglükliche Begebenheit.

Die ungemein freimüthige Art, mit welcher dies schöne Frauenzimmer ihr grausames Schiksal erzählte, und ihre unglükliche Lage, worin sie sich noch gegenwärtig befand, thaten auf den General eine außerordentliche Wirkung. Er umarmte sie zärtlich, um ihr damit seinen ganzen Dank zu sagen, hierauf nahm er ein Stück Papier, schrieb darauf ein paar Zeilen, an einen berühmten Chirurgus, der als ein in Paris sehr geschikter Mann bekannt war, und vornemlich wegen einer guten Behandlung der venerischen Kranken allgemein berühmt war. Auf diesem Zettel stand, daß er Ueberbringerin auf eine gute Art behandeln, sie in Wohnung und Kost bis zu ihrer Genesung nehmen, und sie halten sollte, als wenn sie mit ihm nahe verwandt wäre. Es stände ihm frei, nach ihrer Wiederherstellung, für Cur und Bemühung so viel zu fordern, als er verdient zu haben glaub-

te. Ueberdies gab der General der Schönen noch funfzig Pistolen mit, und bat sie, das goldne Etui, welches sie ihm wieder zurückgeben wollte, noch an sich zu behalten. So bald sie wieder hergestellt sey, sollte sie ihn ja sogleich besuchen, weil er Sorge tragen würde, für ihr Glück auf eine Art zu sorgen, daß sie gewiß dem Himmel danken würde, auf eine so sonderbare Art in seine Hände gerathen zu seyn.

Diese schöne Unglükliche wußte nicht, was sie vor Freude sagen sollte, indem sie sich ihrem Wohlthäter empfahl, konnte sie kaum Worte genug finden, wie sie sich für alle erzeigte Wohlthaten würdig bedanken sollte. Sie vertraute sich sogleich dem vom General ihr empfohlenen Chirurgus an, und dieser trug so viel Sorgfalt für sie, als wenn sie seine eigne Tochter gewesen wäre. Mit einem Wort, er behandelte sie, als ein galanter Mann, der eine gute Belohnung erwartete, und nach Verlauf von sechs Wochen hatte er sie durchaus kurirt, so daß sie ihre schönen Lebenstage mit Vergnügen durchleben konnte.

An einem Morgen, da es der Herr von Villars am allerwenigsten erwartete, sah er sie in das nemliche Kabinet hereintreten, worin er sich mit ihr zuerst unterhalten hatte. Dies junge Weib, welche vermittelst ihres geheimen Talismanns alle Thüren seines Kabinets öfnen konnte, war tausendmal schöner und reizender geworden, als da er sie zum erstenmal sah. Kaum erkannte er sie wieder, so sehr hatte sie sich zu ihrem Vortheil verändert. Tausend Dank stammelte sie ihrem Wohlthäter für seine Fürsorge, für seine Theilnahme, für seine Wohlthaten. Sie lobte den ihr empfohlnen Chirurgus als einen Meister in seiner Kunst, dem sie allein die Erhaltung ihres Lebens schuldig wäre.

Herr von Villars freute sich, sie so schön wieder zu sehen, er betrachtete sie mit innigem Entzücken, und seine erste Leidenschaft für sie fieng heftiger zu wirken an, als das erstemal. Er that ihr einen gewissen Liebesantrag, allein sie wußte denselben als eine kluge Frau mit sehr viel Verstand auszuweichen. Obgleich

dies,

diesmal ihre Tugend mehr als jemals auf die Probe gesezt wurde, da diese Gelegenheit gerade für sie die gefährlichste war, indem sie sich ganz allein bei einem großen Herrn befand, dem sie so viel Verbindlichkeit schuldig war, wußte sie sich bei dieser Sache doch so gut zu nehmen, daß der General vollkommen mit ihr zufrieden war. Er hatte Gewalt genug über seine Leidenschaft, daß sie ihn nicht bemeistern konnte, indem er derselben nicht unterlag, da sie ihn so dringend bat, sie aus dieser gefährlichen Lage herauszuziehn, und ihre Ehre zu retten.

Herr von Villars hörte sie mit Aufmerksamkeit an. Sie sagte ihm unter andern, daß sie gar nicht daran gezweifelt hätte, daß er ihr einen ähnlichen Antrag thun würde, daß sie auch darum nicht gekommen wäre, um ihm nur das mindeste abzuschlagen, noch ihm nach so vielen empfangenen Wohlthaten eine kleine Gefälligkeit zu versagen, ja sie wäre sogar gegen die Pflicht einer ehrlichen Frau bereit, sich seinem Willen ganz zu unterwerfen; allein

wenn er zu so vielen ihr erzeigten Diensten noch einen hinzufügen wollte, so möchte er an dergleichen verliebte Kleinigkeiten nicht denken: denn wenn sie sich ein einzigesmal mit ihm in einen solchen verbotenen Umgang einließe, so würde sie sich auf immer von einem Wege entfernen, den sie zu ihrer eignen Ruhe und zu ihrer künftigen Glükseligkeit zu nehmen entschlossen wäre.

Der General bat sie, sich ernstlich zu erklären, was denn eigentlich ihre Absicht wäre. Nun entdekte sie sich und sagte, sie hätte von dem ihr geschenkten Gelde sechshundert Livres erspart, und hätte Gott angelobt, sie wollte mit dieser Summe, wenn es des Herrn Generals Wille wäre, sich in ein Spital auf dem Lande, oder andere geistliche Schwesterschaft einkaufen. Sie bäte daher, daß er seine Leidenschaft besiegen und sie bei diesem rühmlichen Unternehmen nicht hinderlich seyn möchte; sobald ihm aber dies einige Mühe verursachen sollte, wäre sie sogleich bereit, sich seinem Willen zu unterwerfen.

Dies ist ganz gut, meine Schöne — gab ihr der Herr von Villars zur Antwort — aber ehe ich ihnen sagen kann, wozu ich mich eigentlich entschließen werde, muß ich ihnen erst zwei Plane bekannt machen, die beide für sie außerordentlich vortheilhaft sind. Mein erster bestehet darin: Wenn sie sich mir ganz anvertrauen wollen, so sollen sie bei mir auf einem Fuß leben, der meinem Stande und meinen Einkünften angemessen ist. Außer meinen gewöhnlichen Geschenken, will ich ihnen eine jährliche Pension von tausend Thalern auf ihre ganze Lebenszeit anweisen, und ihnen darüber eine schriftliche Versicherung geben. Mein zweites Projekt bestehet darin: daß wenn sie nun einmal darauf bestehen, sie lieber in ein Kloster gehen, als sich in ein Spital einkaufen, bin ich bereit, wenn es nöthig ist, ihnen eine ansehnliche Summe zu geben. Es wird ganz von ihrem freiwilligen Entschluß abhängen, welchem Vorschlag sie den Vorzug geben. Ueberlegen sie die Sache ernstlich, und erklären sie sich darüber morgen früh freimü-

thig. Schikken sie mir durch einen Unbekannten ihre Antwort zu, ich werde zufrieden seyn, sobald sie es sind.

Hierauf nahm Villars hundert Pistolen aus seiner Tasche, gab sie ihr mit der Bitte, dieselben dem Chirurgus für seine Bemühung zuzustellen. Jezt brach er ab, indem er sich entschuldigte, sich länger mit ihr zu unterhalten, weil ihn wichtige Geschäfte davon abhielten. Sie verließ hierauf sein Zimmer, ohne daß sie ein Wort vorbringen konnte, indem sie so bestürzt und unruhig ward, daß sie nicht wußte, was sie anfangen sollte. Ihr Geist war in einer solchen immerwährenden Beklemmung, daß sie nirgends Ruhe hatte.

In der That waren auch beide Vorschläge, welche ihr der Herr von Villars gethan hatte, sehr annehmbar, vornemlich für ein Frauenzimmer, die kein Vermögen hatte, von ihrem angeblichen Mann und von ihrer Familie verlassen war, und nicht wußte, wohin sie ihr Haupt legen sollte. Auf der einen Seite schien es Undankbarkeit zu seyn, wenn sie das, was der General wünschte, ausschlüge, weil sie

ihm so viel zu danken hatte. Wenn sie aber auf der andern Seite überlegte, was sie Gott schuldig wäre, und welches freie Leben sie führen müßte, sobald sie seinen Wunsch erfüllte, so thaten diese leztern Betrachtungen eine weit stärkere Wirkung auf sie. Die ganze Nacht blieb sie daher bei dem festen Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Am andern Morgen schrieb sie an den Herrn von Villars einen Brief in den ehrfurchtsvollsten Ausdrükken, sie bemerkte darin unter andern, daß es allerdings für sie viel Reiz haben müsse, unter seinen Gesezzen zu stehen, wenn sie aber bedächte, wie flüchtig die Güter des irdischen Lebens, und wie ewig und fortwährend die des Himmels wären, so müßte sie schon anders denken. Sie wäre ihm schon allerdings unendliche Verbindlichkeiten schuldig, allein wenn sie auf der andern Seite das Versprechen halten wollte, welches sie Gott gethan, ihre übrigen Tage in einem Kloster zuzubringen, so müßte sie sich freilich dem Willen des Höchsten unterwerfen, und es blieb ihr weiter keine Wahl übrig.

Dieser Brief ward dem Herrn von Villars des Morgens beym Aufstehen gegeben. Er las ihn zweimal durch, hierauf sagte er zum Ueberbringer, daß er auf Antwort warten sollte. Er schrieb an die junge Frau, daß er ihre Tugend bewunderte, und sein ganzes Leben sie hochschäzzen würde. Er gäbe sehr gern seine Einwilligung dazu, daß sie den Schleier wählte, und sie könnte auch in Ansehung des Klosters, das sie zu ihrem Aufenthalt bestimmte, ganz nach eigner Wahl handeln. Um ihr den Eingang und Zutritt zu erleichtern, überschikte er anbei zweitausend Thaler, als die gewöhnliche Taxe für die Aufnahme, womit er ihr sehr gern ein Geschenk mache. Doch bäte er sie, daß sie nicht zu ihm kommen möchte, weil er besorgte, daß ihre Reizze für ihn zu verführerisch seyn könnten, doch würde sie ihm einen Gefallen erzeigen, wenn sie ihm das Kloster melden wollte, wohin sie sich begeben würde, damit er bei Gelegenheit in den Stand gesezt werden könnte, ihr aufs neue Dienste zu erweisen.

Diese Antwort nahm die schöne Frau von Valencienne mit vielem Vergnügen auf. Sie vollzog pünktlich in allen Stükken den Willen des Herrn von Villars. Sie begab sich in ein Kloster, ohne von ihm Abschied zu nehmen, allein sie ließ ihm den Ort ihrer Einsamkeit zu wissen thun. Doch wir tragen billig Bedenken, dem Leser ebenfalls dies Kloster anzuzeigen. Sie brachte daselbst in vollvollkommener Zufriedenheit ihre Tage zu; auf ihrer einsamen Celle, entfernt von dem Geräusch der großen Welt, außer Gefahr der Verführungen unterzuliegen, empfand sie einen Vorschmak von jenen Freuden der andern Welt, welche die Tugendhaften dort zu erwarten haben.

Bei Gelegenheit dieser sonderbaren Begebenheit ist es wohl schiklich, die Edelmuth und Enthaltsamkeit des Marschalls von Villars mit allen den Lobsprüchen zu erheben, die sie so sehr verdienen. Es war wirklich sehr viel, daß er seine Leidenschaft nicht befriedigte, da es doch nur blos von seinem eignen Willen abhieng, nachdem er dieser unglüklichen Schönen so viele Wohlthaten erzeigt hatte.

Doch die Helden unterscheiden sich immer durch große Thaten, und sie zeichnen sich durch Handlungen aus, die zum ewigen Andenken verdienen aufbewahrt zu werden. Auch diese ist es werth, daß sie noch einmal aufgezeichnet, wenigstens bei dem gegenwärtigen Zeitalter aufs neue, in frisches Andenken gebracht werde.

Siebente Erzählung.

Scheinheiligkeit ist öfters die Maske, hinter welche man Laster zu verbergen pflegt.

Wenn wir aus der vorhergehenden Erzählung einleuchtend sehen, wie die Tugend sich selbst wegen ihrer Vortreflichkeit belohnt, so werden wir aus der gegenwärtigen uns belehren können, wie Töchter, welche dem Rath ihrer Eltern nicht folgen, nicht immer so glüklich sind, als sie sich schmeicheln. Ein junges Frauenzimmer, eine Tochter aus einer großen Familie in einer angesehenen Stadt in Flandern, eine reiche Erbin, so schön, wie die Liebesgöttinnen selbst, in einem Alter von etwan zwölf bis dreizehn Jahren, ward von einem Baron aus demselben Lande zur Ehe begehrt, dessen Vermögen, Familie, Verstand und Wiz dem Frauenzimmer ihre Eigenschaf-

ten im keinem Stük nachstand. Er konnte etwan fünf und zwanzig Jahr alt seyn.

Der junge Baron bewarb sich um diese Schönheit in allen Ehren, und suchte zuerst das Herz seiner Geliebten zu gewinnen, und dann hielt er mit allen gewöhnlichen Ceremonien um sie an. Er glaubte sogleich das Jawort von den Eltern zu erhalten, allein wie erschrak er, als der Vater und die Mutter des Mädchens demjenigen, der in seinem Namen um sie warb, zur Antwort gab, daß sie gestünden, daß der Baron ihnen eine große Ehre erzeige, allein sie müßten leider diese Ehre von sich ablehnen, indem ihre Tochter bereits für einen andern bestimmt wäre. Ueber diese so unerwartete Nachricht wurden beide Verliebte sehr bestürzt, sie hielten es nicht für möglich, daß eine so fürchterliche Antwort erfolgen könnte. Sie liebten sich beide zärtlich, und hatten sich bereits ewige Treue geschworen.

Zum Unglük mußten ihre Väter einmal auf der Jagd einen unangenehmen Vorfall mit einander gehabt haben, und obgleich des Ba-

rons Vater bereits todt war, so hegte der andere doch noch immer in seinem Herzen einen geheimen Groll gegen den Sohn, wegen des Schimpfs, den ihm der Vater angethan hatte. So verschwanden mit einemmal alle ihre Hofnungen in einem einzigen Augenblik, der Tochter ward anbefohlen, daß sie nie wieder mit dem jungen Baron sprechen sollte, und damit sie desto weniger diesen Befehl übertreten konnte, ward sie zur größern Sicherheit in ein Kloster eingeschlossen. Indessen ward die Priorin des Klosters diesem Mädchen sehr bald gewogen. Der Baron bekam nicht nur die Freiheit, an seine Freundin zu schreiben, wenn er wollte, und von ihr Antworten anzunehmen, sondern er konnte auch zu allen Zeiten, bei Tage und in der Nacht in das Kloster kommen, seine Geliebte sehen, und sich mit ihr ohne Zeugen unterhalten.

Die Eltern dieses liebenswürdigen Kindes hätten wahrlich kein bequemeres Haus finden können, das sich mehr für ihre Liebschaften geschikt. Der Himmel schenkte dazu seinen Segen, und beglükte diese Einsamkeit derge-

stalt, daß das liebe Mädchen mit dem größten Vergnügen im Kloster lebte, und sich keinen bessern Wohnort wünschte. Wenn ihr Vater und ihre Mutter sie besuchten, und wenn sie dieselbe fragten, wie es ihr im Kloster gefiel, so erhielten sie immer die besten Antworten, womit sie vollkommen zufrieden seyn konnten. Sie pflegte zu sagen: Das Klosterleben macht mir unendliches Vergnügen, und ich lebe hier wie im Paradies; sie sezte auch schalkhaft hinzu: ich werde mich freuen, wenn sie ihre Einwilligung dazu geben wollten, daß ich den Schleier nehmen dürfte; denn ich habe nun einmal Neigung zum Klosterleben.

Sie wußte es sehr gut, daß sie ihre Eltern bei der schwachen Seite ergrif, wenn sie eine solche Sprache führte; denn wenn sie auch wirklich willens gewesen wäre, eine Nonne zu werden, würden sie sich sicher dagegen gesezt haben, indem sie nur das einzige Kind hatten. Mit einem Wort, sie wußte ihren Eltern ganz herrlich einen blauen Dunst vorzumachen, daß sie zwei Jahre lang im Kloster blieb, wo sie sich mit ihrem Liebhaber ganz

herrlich die Zeit vertrieb. Die guten Leute besorgten am Ende, daß ihre Tochter wohl gar Lust bekommen möchte, beständig im Kloster zu bleiben; und da sie jezt funfzehn Jahr alt war, beschlossen sie, dieselbe aus dem Kloster zu nehmen, um sie ihrem Stande gemäß verheirathen zu können; und der Baron sollte durchaus nicht ihr Gemahl werden.

Die Schöne war an einem Morgen gerade allein auf ihrem Zimmer mit ihrem Liebhaber, als man ihr, da sie gerade am allerwenigsten daran dachte, meldete, daß ihre Eltern sie besuchen wollten. Alles, was der Baron in dieser Lage thun konnte, bestand darin, daß er sich schleunig in ein andres Zimmer begab, welches eine andere Pensionärin bewohnte. Ihre Eltern sagten ihr geradezu, daß sie nur ihre Sachen einpakken sollte, weil sie blos darum hergekommen wären, sie aus dem Kloster zu nehmen. Hierüber betrübte sich das arme Mädchen gar sehr, da sie so gerne noch da geblieben wäre. Sie sah zu gut den Verlust ein, den sie dadurch leiden würde, indem es dann mit weit größern Schwierigkei-

ten verbunden war, ihren Liebhaber zu sprechen. Sie bat, sie flehte, und wollte nur die einzige Gnade von ihren Eltern erbitten, daß sie nur noch drei Monate im Kloster bleiben könnte. Allein die trokne Antwort war: auch keine Viertelstunde länger. Sie sollte nur sogleich ihre Sachen einpakken, und sich anziehn, damit sie in den Wagen steigen und mit ihnen abfahren könnte. Indessen begaben sich ihre Eltern zur Priorin, machten ihre Rechnung richtig, gaben ihr nur eine Viertelstunde Zeit zum anziehen, und ließen sie in einem trostlosen Zustande in ihrem Zimmer allein.

Kaum hatten sie das Zimmer verlassen, als der Baron aus dem andern hereintrat, und erfuhr von seinem Mädchen mit Thränen im Auge, daß nun in diesem Augenblik ihre Trennung vielleicht auf immer erfolgen sollte. Er sagte kein Wort, und nach einer langen Pause, weil die Zeit kurz war, sprach er ihr Trost zu, ob er gleich selbst welchen nöthig hatte. Er schwur einen Eid, daß wenn sich auch die ganze Welt verschworen hätte, so

würde er sie doch wieder sehen. Ihm allein sollte sie den Ausgang einer Sache überlassen, indem er gewiß wüßte, daß alles gut gehen würde.

Der Abschied war freilich traurig und zärtlich von beiden Seiten, allein man mußte sich in die Zeit schikken, weil sie allzu kärglich vorgeschrieben war.

Die Rechnung war mit der Superiorin abgeschlossen, und das arme Kind ward genöthigt, ihren Vater und Mutter zu folgen. Die ganze Reise über, so kurz sie auch war, saß sie traurig und niedergeschlagen im Wagen, und so bald sie zu Hause war, begab sie sich auf ihr einsames Zimmer, und ließ ihren Thränen vollen Lauf. Sie schüttete so zu sagen ihr Herz in ihrem Schoß aus, weil sie keine Freundin hatte, der sie sich anvertrauen konnte, über den Verlust, den sie so eben erlitten hatte. Zwei Tage lang war sie in dem traurigsten Zustande von der Welt, sie gieng nie anders aus, als wenn sie mit ihrer Mutter in die Messe gieng: so bald sie wieder nach Hause gekommen war, gieng sie stäts in sich gekehrt, auf

ihr einsames Zimmer, arbeitete an einer Stikkerei, und brachte ihre Zeit sehr übel zu.

Weil sie einige Farben, die sie doch zu dieser Stikkerei brauchte, nicht bei der Hand hatte, schikte der Baron, der durch seine Kundschafter hiervon Nachricht bekommen, einen Korb voll Seide an die Mutter seiner Schöne, durch eine Frau, der er sie bereits abgekauft hatte, und welche mit ihm einverstanden war. Die Mutter argwohnte nichts böses, und schikte die Frau sogleich zur Tochter herauf, damit sie selbst nach ihrem Gefallen sich welche aussuchen sollte. Die Seidenhändlerin, die sich auf mehr als ein Gewerbe gelegt hatte, und die herzlich gern ihre Dienste anbot, sobald sie etwas dazu beitragen konnte, den jungen Leuten ein Vergnügen zu machen, stekte der Tochter, sogar in Gegenwart der Mutter, so geschikt ein Briefchen zu, ohne daß diese etwas davon merkte. Es war, wie man ohne mein Erinnern schon erwartet, ein Brief von dem Herrn Baron an die Schöne. Er war in den zärtlichsten und verlieb-

testen

testen Ausdrükken abgefaßt, wie man sich nur derselben unter ähnlichen Umständen zu bedienen pflegt.

Sie küßte ihn wohl hundertmal, und las ihn auch eben so oft durch, sobald sie nemlich Gelegenheit hatte, dies ohne Zeugen thun zu können. Worüber sie sich aber am meisten wunderte, und was ihr das größte Vergnügen verursachte, war, daß der Baron darin schrieb, daß er sie noch den Abend desselben Tages besuchen würde. Sie möchte nur nicht darüber erschrekken, weil er durch eine alte Kammerfrau ihrer Mutter, die er bereits gewonnen, ins geheim bei sie würde eingeführt werden. Er habe sich als Frauenzimmer mit einem Schleier verkleidet, und er würde seine Rolle so gut spielen, daß sie dabei nichts zu wagen hätte.

Die Schöne hatte den ganzen Tag kein Sizzefleisch, sie wußte nicht, was sie angeben sollte, sie besorgte, daß diese Zusammenkunft doch unglüklich ablaufen möchte. Sobald die bestimmte Stunde erschien, lag ihr Liebhaber als Mädchen vor ihren Füssen. Er blieb zwei

Bayerische Staatsbibliothek München

Stunden bei ihr, und ward von der Alten wieder zurükgebracht. Er wurde für eine Verwandte der alten Kammerfrau ausgegeben, ohne daß man auch nur im mindesten Verdacht hatte, daß eine Mannsperson dahinter verborgen wäre.

Dieser Einfall war also ganz glüklich abgelaufen, und man traf die Verabredung, daß unter dieser Verkleidung noch mehrere Zusammenkünfte geschehen sollten. So vergiengen einige Monate, und der Baron wurde wöchentlich zwei bis dreimal von der Alten auf die nemliche Art als das erstemal hereingebracht. Er hatte das besondere Glük, daß er unter dieser Verkleidung das ganze Zutrauen der Schöne sich zu verschaffen wußte, ja sogar einige Nächte bei derselben zubrachte, und mit ihr in einem Zimmer schlief.

Aus dieser großen Freiheit, die die Schöne ihm verstattete, kann man allerdings einen Verdacht auf ihre Tugend werfen; allein dies will ich dahin gestellt lassen, weil ich Beispiele weiß, daß zwei junge Leute in einem Bette mit einander geschlafen haben, ohne

daß etwas strafbares vorgefallen ist. Doch hätte der gute Baron einmal bald ertappt werden können. Er war nemlich in seinem gewöhnlichen Anzug in das Zimmer der Schö, ne gegangen, worin kein Licht, und erwar, tete sie mit Ungeduld, indessen er sich unter ei, nen Tisch verstekt hatte, worüber eine große Dekke hing. Unten im Saal war gerade an dem Tage große Gesellschaft, und die Schöne, welche erfuhr, daß der Baron da war, wuß, te nicht, wie sie sich auf eine schikliche Art aus der Gesellschaft entfernen sollte. Allein man kennt schon die Unruhe eines verliebten Mädchens, daher fiel ihr auch leicht ein Vor, wand ein, sich von der Gesellschaft wegzu, schleichen. Sie gehet auf ihr Zimmer, ohne Licht, nachdem sie gerade den Zeitpunkt abge, paßt, da ihre Eltern mit einander Triktrak spielten, und auf das Spiel sehr erpicht zu seyn schienen. Die Mutter bemerkte zuerst die Abwesenheit ihrer Tochter, welches ihr allerdings auffiel, aber noch auffallender war ihr es, daß sie nicht wieder kommen wollte.

Sie erkundigte sich bei der alten Kammerfrau, wo sie wohl so lange bleiben möchte. Sie war auf diese Frage schon vorbereitet, und wußte daher eine gute Entschuldigung darauf zur Antwort zu geben. Die Mutter wollte daher selber heraufgehen, allein der Vater gab es nicht zu, nahm einem Wachsstok und gieng selbst. Er trat ins Zimmer, und fand seine Tochter in einer Stellung, darin er sie nicht erwartet hätte.

Die Schöne hörte ihren Vater herauf kommen, verstekte sogleich den Baron unter den Tisch, nahm einen Rosenkranz in die Hand, warf sich vor dem Tisch auf die Knie, und schien eifrig zu beten, als der Alte hereintrat. Was machst du meine Tochter? sagte er ziemlich bestürzt. Wie fällst du darauf, gerade jezt, da wir große Gesellschaft haben, deine Andacht zu verrichten? Komm mit mir herunter, und laß jezt das Beten, dazu ist wohl ein andermal Zeit. Die Schöne ließ sich dies nicht zweimal sagen, stand auf, und gieng mit dem Vater herunter. Als er in den Saal trat, sagte er ganz laut: Hier bringe ich eine

Heilige, wir wollen sie selig sprechen. Hierauf erzählte er, in welcher andächtigen Stellung er sie gefunden. Jedermann lobte sie wegen ihrer Frömmigkeit. Alle diese Lobsprüche empfieng sie ziemlich kalt, und war sehr froh, daß ihr Vater nichts mehr gesehn hatte.

Diese Nacht brachte der Baron ebenfalls bei ihr zu, weil er sie am Tage nicht hatte genießen können. Weil man sich nicht länger der Gefahr eines Ueberfalls ausseZzen wollte, weil man überdies viel davon sprach, daß die Schöne bald mit einem reichen Mann sollte vermählt werden, that der Baron den Vorschlag, daß sie mit ihm nach Frankreich reisen sollte, wo sie niemanden erst um ihre Einwilligung fragen dürften, da er selbst Vermögen genug hätte, um mit ihr anständig leben zu können. Der Tag der Abreise wurde sogleich bestimmt, und die Maßregeln zur Entführung wurden getroffen. Er führte sie in eine Postkalesche, und sie waren aus Flandern und Brabant, ehe Jemand von dieser Flucht etwas erfuhr.

Die Schöne ward in Französischflandern in ein Nonnenkloster gebracht, indem der Baron die Heiraths Ceremonie noch ein paar Tage aufschieben, und indessen noch einmal bei den Eltern einen Versuch machen wollte, ob er nicht ihre Einwilligung erlangen könnte. Allein jezt war am allerwenigsten daran zu denken, indem diese Beschimpfung den Zorn der ganzen Familie der Schöne gegen den Baron erregte, und sie schwuren alles beizutragen, den Baron zu Grunde zu richten. Zu dem Ende schikten sie einen ihrer Freunde zu dem Prinzen d' Elboeuf, welcher damals im Französischflandern Vicekönig war, mit dem Auftrag an ihn, er möchte der Aebtissin des Klosters, worin sich ihre Tochter befände, anbefehlen, daß sie dieselbe ihren Eltern wieder überlieferte, und dann möchte er den Baron, als den Entführer, arretiren lassen.

Allein der Baron war ihnen bereits zuvorgekommen. Der Prinz d' Elboeuf hatte ihm seinen Schuz versprochen, und ihm sogar eine Wache gegeben, wenn er dieselbe nöthig

haben sollte. Und in Absicht der Schönen hatte bereits der König der Aebtissin eine Lettre de cachet zugeschikt, des Inhalts, daß sie bei Strafe des Ungehorsams das Frauenzimmer Niemanden anders als dem Baron ausliefern sollte. Auf die Art wurden alle Plane des Vaters der Tochter, die er gegen den Baron entwarf, gescheitert, welcher die Schöne ungestört sehen und besuchen konnte, gerade so, als vor dem Jahre, da sie Pensionärin in dem ersten Kloster war.

Indessen machte sich die Aebtissin ein Gewissen daraus, daß der Baron seine Besuche täglich bei der Schöne fortsezte, sie besorgte schlimme Folgen, wenigstens glaubte sie, daß dadurch das Kloster in einen üblen Ruf kommen würde. Diese ihre Besorgnisse meldete sie dem Prinzen d'Elboeuf, und bat ihn, ihr zu erlauben, daß einige Nonnen stets in der Gesellschaft dieses jungen Frauenzimmers seyn könnten, damit sie ein wachsames Auge auf ihre Aufführung hätten. Allein der Prinz lachte über die Gewissenscrupel dieser guten Matrone, und gab ihr zur Antwort: „Schla-

fen sie ganz ruhig, das junge Frauenzimmer befindet sich unter dem Schuz der Liebe.“ Auf diese Art konnte sie sich keinen bessern Schuzpatron erwählt haben.

Der Baron betrug sich auch wirklich sehr vernünftig, und that nicht einen Schritt, der gegen seine Pflicht gewesen wäre. Die Eltern der Schönen konnten nie zu ihrem Zwek kommen, und er verlangte auch ihre Einwilligung nicht. Er führte sie aus dem Kloster, und vermählte sich mit ihr öffentlich, und schikte die Atteste darüber an den Vater seiner Gemahlin, der darüber rasend werden wollte.

Die Neuvermählten brachten einige Jahre in Paris zu, binnen der Zeit suchten die Freunde von beiden Theilen eine Versöhnung zu Stande zu bringen, und waren darin auch so glüklich, daß die Sache mit beider Zufriedenheit abgethan wurde. Der Baron und seine Gemahlin reisten von Paris ab, und wurden mit aller Zärtlichkeit von den Eltern aufgenommen. Alles was bis dahin vorgefallen war, ward vergessen, und man gab der

Tochter ein eben so großes Heirathsgut mit, als wenn die Eltern sogleich ihre Einwilligung zur Vermählung gegeben hätten. Die Summe, welche der Baron erhielt, war sehr groß, und sezte die neuen Eheleute in den Stand, auf einen großen Fuß zu leben. So verflossen einige Jahre in der schönsten Harmonie, aber zum Unglük überließ sich der Baron Ausschweifungen aller Art, verachtete seine schöne Gemahlin, welche dadurch genöthigt ward, bei der Gerichtsstelle um eine Ehescheidung von Tisch und Bette anzusuchen. Der Bischof bewilligte sie, und trennte diese Ehe. Beide lebten von dieser Zeit für sich abgesondert, beide haßten sich jezt vielleicht eben so sehr, als sie sich vormals geliebt hatten. Selbst die Liebe ist also, wie alle andere Dinge, auch leider der Veränderung unterworfen, welches denn in den allermeisten Fällen geschieht, wenn Liebe allein eine Ehe gründete. Liebe allein ist nicht allein erfoderlich, das Glük zweier Eheleute zu machen, nur dann kann sie dauerhaft und glüklich seyn, wenn bei derselben Hochachtung und wahre Verdienste mitwirken.

Achte Erzählung.

Vergnügungen des Prinzen d' Elboeuf.

Da gerade in der vorigen Erzählung von dem Prinzen d' Elboeuf die Rede war, so wird es meinen Lesern wahrscheinlich nicht unangenehm seyn, wenn ich von ihm ein paar Worte sage. Diese kleine Veränderung wird um so mehr vergnügen, da ich Gelegenheit nehme, von demselben einige Anekdoten anzuführen, welche wenig bekannt sind. Jeder, der Gelegenheit hatte, mit diesem Prinzen bekannt zu seyn, liebte ihn wegen so mancher Verdienste und Vollkommenheiten, die sich mit seiner Person vereinigten. Er war stets von munterer und aufgewekter Laune, und es machte ihm ein unendliches Vergnügen, wenn er Gelegenheit hatte, seinen Freunden einen lustigen Streich zu spielen. Einige von denselben

ben will ich zur Belustigung und Unterhaltung der Leser anführen, wobei Zeugen genug zugegen waren.

Der König gab ihm nach Endigung des deutschen Feldzugs die Erlaubniß, bei Hofe zu erscheinen. Auf dieser Reise bediente er sich einer gewöhnlichen Postchaise, begleitet von einigen seiner Hausofficianten zu Pferde und seinem Kammerdiener welcher stets neben ihm unterwegs in den Nachtquartieren auf einer Madrazze schlief. Dem Prinzen machte es ein besonders Vergnügen, daß er nicht nöthig hatte, sich in den gewöhnlichen Wirthshäusern eines Nachtstuhls zu bedienen. Seine Leute mußten, sobald er den Morgen aufgestanden war, die Federbetten aus seinem Bette herausnehmen, die Madrazze aufschneiden, und ein paar leinene Hosen, worin er sich seines Unraths entledigt hatte, hineinthun, die Nath zunähen, das Bette wieder zunähen, und alsdenn reiste er ab. Bei allen Stationen, und besonders bei denen in Deutschland, beobachtete er diese Gewohnheit pünktlich, und

hatte zu dem Ende eine ganze Quantität leinene Hosen vorräthig.

Wenn ein französischer General vom Hofe aus den Befehl erhielt, sich nach den Winterquartieren zu begeben, erhielten denselben die andern Stabsoffiziere gewöhnlich einige Tage nachher, und fuhren mit Extrapost an den Ort ihrer Bestimmung. Und weil sie gewöhnlich auch gern ein gutes Quartier haben wollten, kehrten sie nicht allein in dem Wirthshause ein, worin ihr General gewesen war, sondern sie wünschten auch in seiner Stube zu wohnen, in seinem Bette zu schlafen. Weil dies der Prinz d' Elboeuf wußte, hatte er die Betten und Madrazzen so herrlich einbalsamirt.

Kaum lag ein anderer Offizier im Bette des Generals; kaum hatte er dasselbe erwärmt, als ein unerträglicher Gestank ihm in die Nase stieg, er rief die Markeurs, sagte ihnen, welchen Gestank er einschlukken müßte. Sie sagten ihm gerade heraus, daß er einen sehr feinen Geruch haben müßte, denn es wäre ja dasselbe Bette, worin der Prinz

d' Elboeuf erst kürzlich geschlafen hätte, er müßte also unstreitig feinere Geruchsnerven haben. Man sagte ihm, daß gerade dies Bette das beste im Hause wäre, und brachte solche Gründe vor, die jedem andern gewiß würden überzeugt haben, allein sie waren alle nicht hinreichend, die pestilenzialische Luft zu reinigen, welche alle Offiziere, die nach dem Prinzen d' Elboeuf kamen, in diesem Zimmer und in diesem Bette einathmen mußten.

Das lustigste dabei war, daß dieser teuflische Gestank sie überall begleitete, und der Prinz machte sich ein eignes Vergnügen daraus, die Generale, welche bei ihrer Zurükkunft ihn besuchten, zu fragen: Wie es ihnen auf ihrer Reise gegangen wäre, wie sie die Wirthshäuser gefunden hätten, ob man ihnen auch schmakhafte Speisen, reinliche Zimmer, und gute Betten gegeben? Da es die Generale wußten, daß der Prinz ein ungezwungnes Wesen liebte, und es gern sah, wenn man so sprach, wie man dachte, und jedes Ding bei seinem eignen Namen nannte, so erklärten sie sich auch in diesem Stük ganz

freimüthig, weil sie wußten, daß sie dem Prinzen dadurch einen Gefallen erzeigen würden.

Der Markis d'Antragues war der erste, der ihm seine Aufwartung machte, und ihm auf seine Frage zu verstehen gab, daß er überhaupt mit der Aufnahme und Bewirthung in den Wirthshäusern sehr wohl wäre zufrieden gewesen. So wäre auch der Wein überall vortreflich gewesen; allein die Betten hätten dem Teufel nichts getaucht, sie wären zwar weich gewesen, allein ohne mit spanischen Tabak versehen, wäre es unmöglich gewesen, in denselben zu liegen. Ein pestilenzialischer Gestank hätte sogleich das Bette vergiftet, und sogar in dem lezten Wirthshaus von Paris wären davon Spuren übrig geblieben. Den Graf d'Aubaterre, der Markis von Laurigny, der Herzog von Charoß, der Prinz von Tarent, und mehrere andere Generale, beklagten sich in dem nemlichen Ton darüber, und konnten diesen Gestank, wovon sie durchaus keine Ursache anzugeben wußten, nicht teuflisch genug beschreiben. Der Prinz lachte sie inners

lich aus, und machte ihnen die bitterſten Vorwürfe, warum ſie die Sache nicht genauer unterſucht hätten, welche vielleicht auf eine leichte Art zu heben geweſen wäre. Er nahm ſich aber dabei ſehr in Acht, ihnen den wahren Grund zu ſagen, und die Sache wäre wohl ſtäts geheim geblieben, wenn die Bedienten des Prinzen dies wichtige Geheimniß nach ſeinem Tode nicht ausgeplaudert hätten.

Neunte Erzählung.

Fortsezzung der lustigen Streiche des Prinzen Elboeuf.

Unter den vortreflichen Eigenschaften dieses Prinzen stand diejenige oben an, nach welcher er allen, die in seinen Diensten waren, gern nüzliche Dienste erzeigte, so bald er nur dazu Gelegenheit fand. Einer von seinen Edelleuten, die zu seinem Hofstaat gehörten, war in Ansehung seiner ökonomischen Umstände ziemlich herunter, der aber sonst viel Verdienste besaß. Dieser fand sich einmal des Morgens beim Prinzen ein, und stellte ihm seine große Noth vor. Der Prinz glaubte ganz sicher, es würde derselbe ihn um eine kleine Unterstüzzung ansprechen, und beklagte sich, daß seine Sachen so schlecht stünden, der Aufwand im Kriege hätte ihn dermaßen erschöpft,

daß

daß wenn der König nicht eine außerordentliche Gnade für ihn gehabt hätte, er einen zweiten Feldzug unmöglich mitmachen könnte.

Ew. Hoheit — sagte der Edelmann zu ihm — sind von dem noch nicht unterrichtet, was ich die Ehre haben werde, ihnen vorzutragen. Ich bin weit entfernt, von ihnen eine Unterstüzzung an Geld zu erbitten, weil ich so ziemlich ihre gegenwärtige Lage kenne, und recht sehr gut die außerordentlichen Ausgaben weiß, welche sie zum Dienst des Königs haben machen müssen. Aber ohne den mindesten Kostenaufwand können Ew. Hoheit in einer Viertelstunde mein Glük machen, wenn Sie sich nur bei dem Herrn von Louvois verwenden wollen.

Das will ich herzlich gern thun — antwortete der Prinz — denn wenn es darauf ankömmt, für meine Freunde zu sprechen, bin ich immer zu ihren Diensten bereit; daher erklären Sie sich nur kurz, und sagen

mir bestimmt, welche Gnade ich ihnen bei dem Minister auswirken soll.

Die einzige Gnade, mein Prinz, die ich mir von Ihnen ausbitte, sobald Sie mir dieselbe gewähren wollen, ist folgende. Ich wünschte die Tochter eines reichen Kaufmanns in der Strasse Saint Honore' zu heirathen, mit der ich schon lange bekannt bin, allein mein Vermögen ist gänzlich geschmolzen, und ich habe es mit einem geizigen Schwiegervater zu thun; um also desto schneller zu meinem Zwek zu gelangen, ist mir ein Streich eingefallen, den ich ihm spielen werde. Um daher desto schneller dies Geschäft zu beendigen, verlange ich von dem Minister weder Stellen noch Standeserhebungen, weil ich weder das eine, noch das andere durch meine Dienste verdient habe, sondern, wenn Ew. Hoheit für mich nur das bewirken könnten, daß mir alle Tage einen Monat lang frei stünde, dem Minister, wenn er in den Wagen steigt, oder wenn er große Gesellschaft hat, etwas ins Ohr sachte zu sagen, welches Niemand anders hören dürfte. Wenn ich

also auch weiter nichts thäte, als ihm einen guten Morgen zu wünschen, oder mich ihm blos zu empfehlen, so würde doch Jedermann glauben, daß ich bei diesem Minister in grossen Gnaden stünde. Der Vater würde in diesem Punkt eben so denken, als alle übrige, und mein Glük wäre gemacht.

Gerade an demselben Tage wollte der Prinz d' Elboeuf dem Minister seine Aufwartung machen, und bat sich aus, ganz allein mit ihm zu sprechen, welches er ohne Umstände erhielt. Der Herr von Louvois empfieng ihn als eine Standesperson, und schäzte sich für glüklich, wenn er in irgend einem Stük ihm nüzliche Dienste leisten könnte.

Ja, mein Herr — war des Prinzen Antwort — Sie können einen Edelmann, der in meinen Diensten stehet, einen sehr grossen Gefallen erweisen. Aus Liebe zu mir wünschte ich, daß Sie nur auf eine kurze Zeit für ihn eine kleine Gefälligkeit haben wollten. Er verlangt weder Geld, noch Aemter, noch Pensionen, und doch könnten Sie auf eine

sehr leichte Art sein Glük machen, wenn Sie ihm nur alle Morgen eins von ihren Ohren leihen wollten.

Wie, mein Herr — antwortete der Marki von Louvois lächelnd — dieser Vorschlag ist wahrlich lustig; allein eine solche Unterhaltung mit diesem Edelmann würde nur von sehr kurzer Dauer seyn. Ich habe ja nur ein paar Ohren, wenn ich ihm nun den ersten Tag das eine, und den zweiten das andere Ohr leihen wollte, würde mir und ihm den dritten Tag nichts übrig bleiben.

Er hat ja nicht die Absicht, mein Bester, — versezte der Prinz d' Elboeuf — sie ihrer Ohren zu berauben; er bittet sich ja nur die Erlaubniß aus, ihnen alle Morgen, in Gegenwart ihrer Verehrer und Clienten ein paar Worte ins Ohr sagen zu dürfen.

Mit einem Wort, der Prinz erzählte dem Herrn von Louvois die ganze Idee des Edelmanns, und den Plan, die Kaufmannstochter auf diese Weise zu bekommen. Sie belachten zusammen recht herzlich diesen Spaß.

Dies wird eine artige Comedie seyn — versezte der Markis zu ihm — und ich bin recht begierig, wie sie ablaufen wird. Allein ich kann einem Prinzen, den ich hoch schäzze und verehre, durchaus nichts abschlagen. Der Edelmann kann nur gleich morgen zu mir kommen, und ich lasse mir alles gefallen, was sie von mir haben wollen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.

Schon dies ist hinreichend — versezte der Prinz d' Elboeuf — ich bin Ihnen ewig verpflichtet für die Gnade, die Sie mir erzeigen. Hierauf kamen sie auf andere Dinge zu sprechen, nahmen hierauf vollkommen zufrieden von einander Abschied.

Der Prinz d' Elboeuf ließ sogleich den Edelmann rufen, den er in seinen Schuz genommen hatte. Mit dem sichtbarsten Vergnügen meldete er ihm, wie gut seine Sache stünde. Den andern Tag — sagte er zu ihm — müssen Sie dem Markis von Louvois zu Versailles ihre Aufwartung machen, und verabredetermaßen ihm etwas ins Ohr sagen. Damit aber ihre erste Aufnahme desto besser nach

Wunsch ablaufen möge, will ich Ihnen ein Empfehlungsschreiben mitgeben, daß sie ihm einhändigen können.

Alle diese Gefälligkeiten des Prinzen erfüllten den Edelmann mit einer Freude, die man sich kaum vorstellen kann. Er konnte kaum Worte finden, ihm seinen Dank zu erkennen zu geben. Den andern Tag fand er sich des Morgens beim Minister ein, und ließ sich als einen Edelmann des Prinzen d' Elboeuf melden. Herr von Louvois hatte gerade dreißig Standespersonen bei sich, welche sich mit ihm unterhielten. Er brach auf diese Nachricht sogleich ab, ließ sie stehen, und unterhielt sich insgeheim mit genanntem Edelmann, und las mit großer Aufmerksamkeit das Empfehlungsschreiben des Prinzen. Hierauf sagte er sachte zu dem Edelmann, er sollte nur das thun, was man verabredet hätte, er würde von Herzen gern ihm zu allen Diensten gefällig seyn.

Für das erstemal war der Edelmann vollkommen zufrieden, und dankte wohl tausendmal, und bat den Minister, daß er ihm er-

lauben möchte, sich bei ihm alle Morgen nach seinem Wohlbefinden zu erkundigen.

Mein Herr — sagte der Markis de Louvois, jezt ganz laut — Sie dürfen nur fortfahren, wie Sie es angefangen haben, dann werde ich gewiß für ihr Glük sorgen, dies können Sie nur dem Prinzen sagen. Leben Sie wohl.

Eine solche gnädige Erklärung aus dem Munde eines Ministers, der so mächtig war, als der Markis de Louvois, machte, daß die ganze Versammlung ihre Augen auf diesen Liebling richtete. Von dieser einzigen Viertelstunde an, wünschte ein Jeder mit ihm bekannt zu seyn. Er hatte sehr großen Kredit bei Jedem von dieser Gesellschaft, wenn er denselben hätte benuzzen wollen. Doch das lag nicht in seinem Plan, er empfahl sich ehrfurchtsvoll, und verließ das Kabinet des Markis, ohne mit Jemanden zu sprechen.

Den folgenden und alle übrige Tage machte er ebenfalls bei demselben seine Aufwartung. Er sprach jedesmal etwas zu den Markis sachte, welches in weiter nichts bestand, als daß

er ihm einen guten Morgen wünschte. Und der Minister, der jedesmal viele Standespersonen bei sich hatte, sagte jedesmal ganz laut zu ihm: Mein Herr, ich bin mit ihrem Betragen sehr wohl zufrieden, fahren Sie fort, und bleiben Sie auf diesem Wege, es soll ihr Schaden nicht seyn.

Diese Komödie ward auf die nemliche Art einige Tage fortgespielt. Indessen machte der Edelmann sehr gute und vortheilhafte Bekanntschaften mit den größten Standespersonen, und vornemlich mit vielen Generälen und Stabsoffizieren und mehrern andern, welche sich ihm zu Freunden zu machen suchten, da sie sahen, daß er bei diesem viel vermögenden Minister in so großen Gnaden stand.

Es war gerade gegenwärtig der Fall, daß die Generale für ihre Regimenter neue Montirungen brauchten. Der Edelmann benuzte diese Gelegenheit, und schlug ihnen einen Kaufmann vor, von dem sie das Tuch nehmen konnten, indem er für seine Ehrlichkeit Bürge war, und ihnen noch überdies die Versicherung gab, daß sie bei Niemand anders in

ganz Paris einen so guten Kauf schließen würden. Dieser Kaufmann war gerade der Vater des Mädchens, welche er wünschte zur Gattin zu haben; es war daher etwas leichtes, weil er bei dem Minister in so großem Kredit zu stehen schien, daß der ganze Handel durch seine Hände gieng, und von ihm abgeschlossen ward.

Er führte daher die Generale zu seinem in Vorschlag gebrachten Kaufmann hin, und hinnen vierzehn Tagen ward er so viele Tücher los, als nöthig war, vierzig tausend Mann zu kleiden, wodurch sein Laden ziemlich ausgeleert wurde. Dieser Edelmann war so bescheiden, daß er weder seiner Schönen, noch seinem Schwiegervater etwas von dem großen Kredit sagte, worin er bei dem Minister von Louvois stünde, allein in seiner Abwesenheit sagten die Offiziere tausendmal mehr als nöthig war. Kurz, sie sagten ihm so viel, daß zulezt dem Kaufmann die Augen und Ohren geöffnet wurden, und er einsah, welchen dummen Streich er begangen, diesem Edelmann seine Tochter abzuschlagen. Da

sie aber sahen, daß er noch immer ihnen zugethan blieb, ihnen sogar diesen großen Vortheil verschaft, und mit der Zeit ihnen wohl noch eine größere Abnahme ihrer Waare verschaffen würde, sahen sie ihn von der Zeit mit einem weit freundlichern Blik an. Er erklärte daher seiner Tochter, welche große Verbindlichkeiten er diesem Edelmann schuldig wäre, indem er ihm doch kürzlich einen reinen Profit von zehntausend Thaler verschaft, er wüßte aus guten Händen, daß er beim Minister in großem Kredit stünde, und es schien, als wenn dieser junge Mann in kurzer Zeit ein großes Glük machen würde. Er wüßte daher kein besseres Mittel, sein Glük befördern zu helfen, als wenn er ihr denselben zum Gemahl gäbe, daher könnte sie ihm nur sagen, daß er in seinem Gesuch, wenn er noch die nemlichen Gedanken hätte, keinen Widerspruch von Seiten der Eltern finden würde.

Zehnte Erzählung.

Kleinodien des Bruder Jakob.

Die Gefälligkeit, welche der Prinz d' Elboeuf für den Edelmann hatte, von dem wir eben geredet, war im Grunde nichts Außerordentliches, wenn man sie mit einer andern in Vergleichung stellt, welche er für einen seiner Kammerdiener, Namens Bruder Jakob hatte, der mehrere Jahre bei ihm in Diensten gewesen war. Dieser war ein eigentlicher Hasenfuß, wenigstens ein Lustigmacher von ächtem Schrot und Korn. Nicht allein im Lande selbst war er viel herum gereist, sondern er war auch mehr als einmal in Indien gewesen, von da er allerlei Kleinigkeiten mitgebracht, woraus er beim Verkauf mehr als zweitausend Pistolen löste. Dies Kapital brachte er auf das Stadtrathhaus zu Paris,

und zog davon eine jährliche Rente von tausend Livres.

Der Prinz d'Elboeuf war ihm sehr gewogen, und er verdiente auch wirklich die Gunst dieses Herrn. Er gieng mit seinem Herrn auf einen freien Fuß um, und war stets darauf bedacht, demselben Vergnügen zu machen. Seine ganze Arbeit, wenn das anders eine Arbeit ist, bestand darin, ihn bei guter Laune zu erhalten, welches bei seinem Verstande und seinem Wiz wahrlich nicht schwer hielt. Der Diener liebte eben so leidenschaftlich das Vergnügen als der Herr. Auf die Art verzehrte der Kammerdiener den größten Theil seiner Einkünfte, indem er wünschte, einen verhältnißmäßigen großen Aufwand zu machen, und sich eben so reich zu kleiden, als der Prinz, wenigstens mit eben so viel Geschmak.

Gewöhnlich pflegte der Prinz ihn damit aufzuziehen, warum er keine Frau nehmen wollte. Dies geschahe nicht aus Abneigung vor dem schönen Geschlecht, sondern weil ihm eine solche Verbindung auf zeitlebens unerträglich

zu seyn schien. Frauen und Mädchen waren ihm sehr angenehm, wenn er mit ihnen eine kleine Liebesintrigue unterhalten konnte; aber er machte dabei wenig Aufsehen, daß man nur selten etwas davon erfuhr.

Der Prinz schikte ihn öfters zu seinem Bankier, der auf dem Plaz des Victoirs wohnte, um dort die Gelder in Empfang zu nehmen, die ihm auf eine bloße Anweisung von seinem Herrn sogleich ausgezahlt wurden. Dieser Bankier war ein sehr reicher Mann, er hatte eine einzige Tochter, die, wie man sagte, hundert tausend Livres baares Geld an Heirathsgut mitbekam. Das Mädchen war nicht älter als neunzehn Jahr, eine wirkliche Schönheit, allein Schade war es, daß ihr ein unangenehmer Zufall begegnet war. Ein Kommissär ihres Vaters hatte ihr leider die Nase geraubt; nach einiger Zeit brachte sie insgeheim einen ganz kleinen artigen Jungen zur Welt, den sie sogleich unter einem andern Namen einer Amme übergab. Der Vater hatte dem Prinzen d' Elboeuf dies Geheimniß entdekt, welcher sich sogleich vornahm, aus

diesem Unglük einige Vortheile zu ziehen, indem er seinem Kammerdiener reich machen, und ihm zu einem Glük verhelfen wollte, woran er gar nicht gedacht. Er hielt diesem seinen Plan so geheim, und wußte auf eine so feine Art seinen Zwek zu erreichen, daß diese Geschichte allerdings verdient, der eigentlichen Wahrheit gemäß erzählt zu werden.

Als einmal der Prinz ganz allein zu Hause den Mittag speiste, war Bruder Jakob ebenfalls im Zimmer. Der Prinz machte sich ein Vergnügen daraus, ihm einige von seinen ganz nagelneuen Liebesintriguen zu erzählen, die nicht selten war; denn vielleicht liebte niemand im Punkt der Liebe mehr Abwechselung als der Prinz d' Elboeuf. Sein Kammerdiener lobte den Herrn, und lachte herzlich über die Streiche, welche derselbe ihm erzählte, und sagte ihm gerade heraus seine Gedanken darüber. Weil der Prinz das außerordentliche Glük gehabt, die vorige Nacht bei einem sehr artigen Weibe zuzubringen, war er bei sehr guter Laune, um so mehr, weil er sich vorgenommen hatte, nach der Oper, wieder

eine andere zu besuchen. Nachdem er viel und mancherlei geschwazt, über die Schwäche der Weiber und über die Vorzüge, welche die Männer über dieselben hätten, sagte er zu seinem Kammerdiener:

Aber sage mir einmal, ist es denn wahr, daß du ein Kastrat bist? Ich höre ja kein Wort von deinen Galanterien! Du bist doch ein so lustiger Funke, daß ich glauben muß, daß du deine Sache ganz in der Stille betreibst. Du mußt auch deinen Kameraden kein Wort davon sagen, wenn du dir eine kleine Motion machst. Allein im Ernst gesprochen, höre einmal, ich habe mit dir etwas vor. Du mußt nunmehr zwei und vierzig Jahr alt seyn, ich sollte denken, du müßtest nach gerade auf eine feste häusliche Einrichtung bedacht seyn, eine Frau nehmen, und dich zur Ruhe begeben. Ich bin bereit, dein Glük zu machen, sobald du mich zu deinem Freiwerber wählst.

Ihre große Gnade, mein Prinz, erkennt ihr Diener und schäzt sie, aber seitdem ich zu dem Alter des Verstandes gelangt bin, zittre

ich bei dem Gedanken, allein eine eigne Haushaltung und Familie zu machen. Ich habe in meinem Leben so viele Verbrechen begangen, daß ich allerdings besorgen muß, der Himmel wird sich wegen so vieler armen Märtirer rächen, und Repressalien gebrauchen. Daher sehe ich schon in Gedanken vorher, daß es mir nicht besser gehen wird, als so vielen andern Ehemännern, und da würde mir gewiß der grausamste Streich in meinem ganzen Leben gespielt werden; denn in diesem Punkt, bin ich etwas empfindlich.

Du Narr — versezte der Prinz — das sind lauter Einbildungen, wahre Possen sind es. Wenn man nur die Hahnreischaft weiß, hat es nicht viel zu sagen, und wenn man nicht darum weiß, hat es vollends nichts zu bedeuten. Mit einem Wort, dein Glük hängt jezt von dir selbst ab, ich habe es in meinen Händen, wenn du jezt keinen Gebrauch davon machst, werde ich in meinem Leben mich nie wieder darum bekümmern.

Mein

Mein Prinz — versezte der Bruder Jakob — ich verdiene wahrlich das nicht, was Sie für mich zu thun bereit sind. Aber wenn ich auch das größte Hirschgeweih tragen sollte, daß je ein Mann getragen hat, so werde ich doch nie ihrem Befehl ungehorsam seyn. Blindlings nehme ich, ohne mich nur einen Augenblik zu bedenken, die erste Frau von Ihnen an, wenn sie auch schon tausendmal durch ihre Hände gegangen seyn sollte.

Nein, lieber Freund — fiel der Prinz ein — darauf kömmt es wahrlich nicht an. Ich gebe dir die eidliche Versicherung, daß ich mit der, von welcher ich mit dir reden will, auch nie etwas zu thun gehabt habe, auch nie in meinem Leben daran denken werde. Und wenn du noch gesinnt bist, dich nach meinem Willen zu bequemen, welcher blos dahin gehet, dir den Rest deines Lebens angenehm zu machen, so gebe ich dir mein Wort, daß ich, ehe noch ein Monat vergehet, dich in einen solchen Stand sezze, daß du wahrlich Gott danken sollst, daß du ein solches Glük gehabt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der Bruder Jakob ganz wohl damit zufrieden war, da er sah, daß sein Herr sich so viel Mühe gab, ihn glüklich zu sehen. Daher versprach er gern, daß er sich alles wollte gefallen lassen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich genau Ihre Befehle ausrichten will, selbst alsdann, wenn Sie mir befehlen sollten, für Sie ins Feuer zu laufen, oder ins Wasser zu springen.

Nein — versezte der Prinz — so etwas werde ich dir nie zumuthen; aber damit ich meinen Plan, den ich zu deinem Besten entworfen habe, desto besser ausführen kann, mußt du mir etwas an deinem Leibe zeigen. Knöpfe nur die Hosen auf — sagte der Prinz ganz im Ernst — und zeige mir das Instrument, womit du so manchem Mädchen Vergnügen gemacht hast.

O! mein Prinz — schrie der Bruder Jakob — Ew. Hoheit wollen mit ihrem unterthänigsten Knecht einen Scherz treiben; nie werde ich die gebührende Achtung aus den Augen sezzen, die ich Ihnen schuldig bin.

Ohne alle Umstände — versezte der Prinz — mußt du mir das zeigen, weil ich sonst meinen entworfenen Plan unmöglich ausführen kann.

Der Bruder Jakob machte zwar noch einige Umstände, allein, weil der Prinz darauf bestand, gehorchte er, und zeigte dem Prinzen seine sieben Sachen, womit er vollkommen zufrieden war.

Nun — sagte der Prinz zu ihm — sprich frei und offenherzig mit mir, wie hoch willst du das, was ich gesehen habe, verkaufen.

Ew. Hoheit wollen Ihren Scherz mit mir treiben, versezte Jakob.

Nein — versezte der Prinz — ich will dir vierzig tausend Franken baar sogleich dafür auszahlen.

Bei meiner armen Seele! — entgegnete Jakob — Ew. Hoheit können mir eine Million dafür bezahlen, und nie werde ich zugeben, daß ich das verlieren soll, was mir das liebste auf der Welt ist.

Gut — sagte der Prinz — ich bin schon zufrieden. Es ist mir nur lieb, daß alles noch in gutem Stand ist, leg deine Waare nur wieder weg, und schließe deinen Laden zu.

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese ganze Szene nicht ohne ein herzliches Lachen von beiden Seiten gespielt wurde; allein der Bruder Jakob wußte bei dem allen nicht, was er von diesem lustigen Einfall seines Herrn halten sollte.

In kurzer Zeit — sagte der Prinz — sollst du das Frauenzimmer kennen lernen, das ich für dich bestimmt habe, den andern Morgen sollst du davon noch mehr erfahren, lege dich indessen nieder und schlaf aus.

Der Prinz d' Elboeuf, der diejenigen zärtlich liebte, von denen er einmal eingenommen war, und die sich sein Zutrauen verschaft hatten, gieng den andern Tag des Morgens zum Bankier, unter dem Vorwande, daß er mit ihm einige Rechnungen abthun walte. Er unterredete sich über eine halbe Sturde in diesen Geschäften mit ihm, und ließ sich auch

eine ansehnliche Summe Geld von ihm auszahlen. Hierauf sezte der Bankier dem Prinzen eine Tasse Chokolate vor, sie sprachen dabei von vielen gleichgültigen Dingen, endlich fieng der Prinz an:

Wie gehet es mit ihren Familienangelegenheiten, mein Herr? — haben Sie keine Lust, ihre Demoiselle Tochter zu verheirathen?

O! mein Prinz — versezte der Bankier — nachdem was geschehen ist, und was ich Ihnen von dieser Unglüklichen im Vertrauen erzählet habe, wage ich es nicht, einen rechtlichen Mann mit derselben anzuführen, welchen sein ganzes Leben über ein solcher Schritt reuen könnte.

Das ist wohl wahr — erwiederte der Prinz — allein nur sehr wenige wissen dies Unglük, und ich kenne einen, der sich darüber wegsezt, selbst wenn er es wüßte.

Ich gebe Ihnen die Versicherung, mein Prinz — entgegnete der Bankier — daß wenn ein Bauer, oder ein Sakträger, oder ein Bedienter, wenn er nur ein ehrlicher Mensch wäre, um sie anhielt, ich sie ihm oh-

ne Bedenken zur Gattin geben würde, so müde bin ich es, eine so angreifische Waare noch länger zu bewahren.

Sie sprachen über diesen Artikel noch mehr mit einander, allein der Prinz, der gern zum Hauptzwek kommen wollte, brachte die Unterredung unvermerkt auf einen andern Gegenstand, indem er von seinen häuslichen Angelegenheiten sprach, erkundigte er sich beim Bankier, ob es wahr wäre, daß der Bruder Jakob, von ihm eine jährliche Rente empfienge?

Der Bankier bejahete diese Frage, indem er versicherte, daß er ihm jährlich tausend Livres bezahlte, nach einem darüber aufgenommenen Kontrakt, vermöge der Renten, die er von dem Stadtrathhaus in Paris davon bezöge.

Das weiß ich sehr wohl, versezte der Prinz, allein hat er Ihnen von seinen andern Umständen noch kein Wort gesagt, noch von seinem Glük, daß er auf seinen Reisen nach Indien gemacht?

Nie hat er mir davon etwas gesagt, — erwiederte der Kaufmann — und doch gehöre ich gewiß zu seinen Freunden, und er scheint mir auch ein sehr ehrlicher Mann zu seyn.

Das ist er gewiß — entgegnete der Prinz — und ich schäzze ihn ungemein, und eben deswegen sinne ich darauf, ihm eine anständige Versorgung zu verschaffen, denn ohne seinen Kontrakt von zwanzig tausend Livres, wovon sie bereits wissen, hat er aus Indien Kostbarkeiten von einem sehr großen Werth mitgebracht. Er hat mir nur drei davon gezeigt, dafür ich ihm vierzig tausend Livres baares Geld geboten; allein er wollte sie mir dafür nicht lassen, indem er sie weit höher im Preiß hielt. Hieraus sehen Sie zur Genüge, daß dieser Kerl für sich ein beträchtliches Glük machen kann. Unter solchen Umständen bin ich darauf gefallen, daß nachdem es Ihnen mit Ihrer Demoiselle Tochter so unglüklich gegangen, Sie ihm dieselbe wohl zur Gemahlin geben könnten.

Von Herzen gern — mein Prinz — will ich sie Ihrem Domestiken geben, und Sie

erzeigen mir sehr viel Ehre, daß Sie sich für eine Unglükliche so sehr bemühen, welche Ihre Güte so wenig verdient.

Die angeblichen Kostbarkeiten des Bruder Jakob hatten den guten Mann die Augen geöffnet. Er überlegte jezt erst, daß dieser Mann wenigstens achtzig tausend Livres Vermögen besäße, womit er ein noch größeres erwerben könnte, daß dadurch seine Familie wieder in Ehren käme, und seine Tochter wieder vor der Welt, ohne zu erröthen, erscheinen könnte. Er besann sich daher keinen Augenblik, dem Prinzen alles zu versprechen, was er nur wollte. Dahin ward denn auch die ganze Sache noch in dem nemlichen Augenblik abgethan, so wenig es Mühe kostete, die Einwilligung der Schöne zu erlangen, welche, sobald sie nur erfuhr, daß sie die Gemahlin des Bruder Jakob werden sollte, kein Bedenken trug, Gehorsam zu leisten, da sie ihren Vater so sehr betrübt hatte.

Der Bruder Jakob erfuhr von seinem Herrn, sobald derselbe nach Hause gekommen war, was er zu seinem Besten ausgewirket

hatte. Sobald sich derselbe wohl tausend-mal bei dem Prinzen bedankt hatte, gieng er zum Bankier, wo er bei dessen Tochter den Verliebten spielte, so weit es nemlich nach den gegenwärtigen Zeitumständen schiklich war. Der Prinz machte seinem treuen Diener kein Geheimniß daraus, was mit seiner Geliebten vorgefallen war, und dieser nahm die Sache auch nicht so genau, obgleich dieser Umstand ihm eben nicht angenehm war. Der Ehekontrakt wurde bald nachher in gewöhnlicher Form aufgesezt. Der Bankier gab seiner Tochter funfzig tausend Thaler baares Geld mit, erfreut, daß er sie um diesen Preiß endlich einmal loß wurde. Er war so zufrieden mit dieser Ehe, daß er nicht einmal die Kostbarkeiten sehen wollte, von denen der Prinz d' Elboeuf mit ihm gesprochen hatte. Die Heirathsceremonie ward bald nachher mit beiderseitiger Zufriedenheit vollzogen. Der Bruder Jakob war am meisten über diese Verbindung vergnügt, weil er dadurch zum Besiz eines Vermögens kam, von dem er als ein ehrlicher und honetter Mensch leben konnte.

Zum Schluß dieser Erzählung muß ich noch anführen, daß der Bankier in dem Kontrakt sich zehn Jahr dazu verstanden hatte, für Wohnung und Nahrung seines Schwiegersohns und seiner Tochter, desgleichen deren Kinder und ihre Bedienung zu sorgen. Der Bruder Jakob schlief also zum erstenmal in der Brautnacht in dem Hause seines Schwiegervaters, und nahm eine Reihe prächtiger Zimmer ein, welche er vielleicht noch jezt bewohnt. Aber höchstsonderbar war es, daß sechs Wochen vergiengen, ohne daß ein Wort von den Kostbarkeiten gesagt wurde, welche er laut des Prinzen Aussage doch besizzen sollte. Der Vater schien es übel zu nehmen, daß sein Schwiegersohn so wenig Zutrauen zu ihm hätte, er erkundigte sich daher bei seiner Tochter, ob sie bei ihrem Mann keine Kostbarkeiten gesehen, die er aus Indien mitgebracht. Und da sie diese Frage nicht anders als mit Nein beantworten konnte, ärgerte er sich darüber so, daß er gegen seinen Schwiegersohn eine gewisse Kälte äußerte, welcher dieser bemerkte, und sich darüber eine Erklärung ausbat.

Der Alte sagte ihm nun alles, was er auf seinem Herzen hatte, und sein Schwiegersohn hörte bis ans Ende mit Aufmerksamkeit zu. Er versicherte ihn, daß er nichts für ihn und seiner Gattin verborgen habe, daß er alles, was er aus Indien mitgebracht, bereits gewiesen, und daß er gar nichts weiter hätte, als was sie bereits gesehen hätten. Anfangs wollte dies der Alte nicht glauben, weil ihm der Prinz die Versicherung vom Gegentheil gegeben, und beide würden gewiß in einen großen Streit gerathen seyn, wenn der Bruder Jakob seinem Schwiegervater nicht die ganze Sache enträthselt hätte.

Er gestand ihm daher offenherzig, daß der ganze Streich ganz allein des Prinzen Erfindung wäre, und daß er nie an diese Ehe würde gedacht haben, wenn der Prinz ihm nicht dazu Gelegenheit gegeben. Bruder Jakob wußte also in diesem Punkt seine Unschuld zu retten, und der Alte sah es nun leider ein, daß der Prinz ihn betrogen hatte. Aber was wollte er machen, die Sache war nicht einmal zu ändern, obgleich die Pille bitter war, die

er verschlukken mußte. Er betrug sich bei der ganzen Sache als ein kluger Mann, begegnete seinem Schwiegersohn vor wie nach liebreich, welcher vielleicht noch jezt mit seinem jungen Weibchen sehr vergnügt in Paris lebt, wo sie eine der schönsten Weiberchen ist, die man nur finden kann, wenn der Tod mit seiner Sichel sie nicht schon vor einem halben Jahrhundert weggemähet hat.

Es folgt nun eine andere unterhaltende und lustige Geschichte, welche mit mancherlei Abentheuern angefüllt ist, die alle den höchsten Grad von Wahrheit und Gewißheit haben, wenn diese gleich nicht mit den Grundsäzzen der Kantischen Kritik der reinen Vernunft übereinstimmen sollte.

Eilfte Erzählung.

Wie gefährlich es in einem jeden Alter ist, den Frauenzimmern zu nahe zu kommen.

In einem gewissen Mönchskloster, das wir aus Achtung für den Orden nicht nennen wollen, und denn auch darum, um den Mönchen, die darin wohnen, kein Aergerniß zu geben, ließ man Frauenzimmer ohne Unterschied des Alters aus und eingehen, welches freilich in vielen Klöstern, die schlecht eingerichtet sind, statt findet, und auch in dem genannten der Fall war. Unter andern war in diesem beständig eine Frauensperson, die blos in der Nacht abwesend war. Ihr Alter konnte allenfalls zur Entschuldigung dienen, denn sie hatte bereits ihr acht und siebenzigstes Lebensjahr überlebt, eine Epoche im menschlichen Leben, wo die Vernunft einer je-

den Mannsperson räth, daß eine solche nicht mehr Liebe einflössen kann.

Allein diese richtete in dem Herzen eines Mönchs eine sehr große Unordnung an. Dies alte Weib wurde gewöhnlich in der Küche dazu gebraucht, das Zinn und Kupfer und andere Geräthschaften zu scheuern, und sie hielt auch wirklich alles sehr reinlich. Der Mönch sah sie mit wahrem Vergnügen, so häßlich und runzlich sie auch war, und merkte bei sich gewisse fleischliche Anreizzungen für dies Weib, welche besorgen ließen, daß er wohl Schiffbruch leiden würde. Er war sonst klug und tugendhaft, worüber man ihm die besten Zeugnisse geben konnte, und eben deshalb war er für seine Tugend besorgt, und indem er bemerkte, daß sein Gewissen bei dem Anblik dieser Frau zu viel Gefahr ausgesezt sey, so hielt er sich für verbunden, alles anzuwenden, seine vorige Ruhe wieder zu erlangen, und sie nicht blos aus seinem Herzen zu verbannen, sondern es auch dahin zu bringen, daß sie nie wieder ins Kloster kommen dürfte.

Aber er war nicht Herr über sich, er war ein Priester, etwan vierzig Jahr alt, wußte sich durch seine Verdienste sowohl, als durch seinen Verstand vor seinen Brüdern hervorzuthun, und öfters ließ ihn der Superior seines Klosters zu sich kommen, weil er an seinen lehrreichen Unterhaltungen Vergnügen fand.

Als sie einmal beide allein in ihrem Garten spazieren giengen, lenkte dieser Mönch mit Fleiß das Gespräch auf die außerordentliche Gefahr, der die Ordensleute ausgesezt wären, wenn sie oft mit Frauenzimmern umgehen müßten. Er gestand sogar, daß es wenigstens für ihn gefährlich seyn könnte, von einigen die Beichte anzuhören, noch gefährlicher zu ihnen ins Haus zu gehen, oder sie an die Thüren und Eingänge des Klosters kommen zu lassen, oder in die Sprachzimmer. Ein wahrer Ordensgeistlicher meinte, er müßte auf alles dies Verzicht thun, sobald er die Welt verließe, und eben deswegen hielt er so viel von der vortreflichen Regel des heil. Bruno, *)

*) Dieser heil. Mann ward geboren im Jahr 1060 zu Cölln am Rhein. Er verachtete alle geistli-

Stifters des berühmten Kartheuserordens, welcher allen, welche in seine Fußtapfen treten wollten, durchaus allen Umgang mit dem andern Geschlecht untersagte.

Der Superior gab es zu, daß alles, was der Mönch sagte, wahr sey, aber in Ansehung der Ausführung sey es schwer zu bewerkstelligen; denn wenn die Frauenzimmer nicht mehr bei ihnen zur Beichte giengen, müßten ihre Klöster durchaus zu Grunde gehen; denn blos durch ihre Intriguen hätten sie sich die besten Einkünfte zu versprechen. Er führte noch weit mehrere Gründe an, deren Wiederholung hier zu weitläuftig seyn würde. Der Mönch suchte sie mit vielem Verstande zu beantworten, und jezt, da er glaubte, daß der Zeitpunkt da sey, sich dem Superior in Ansehung der Ruhe seines Gewissens zu entdekken, sagte er:

Weil

che Würden, die man ihm anbot, begab sich mit sechs Gefärthen von gleicher Gesinnung in die rauheste Gegend seines Vaterlandes, Kartheus genannt, und stiftete den bekannten strengen Orden der Kartheuser. Er starb 1101.

Weil wir eben über diese Materie sprechen, muß ich Sie doch Antheil nehmen lassen, an einen gewissen Gegenstand im Kloster, worüber ich mich sehr ärgere. Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich mir darüber etwas natürlich ausdrükke, ich kenne ihre Klugheit und Weisheit, und bin überzeugt, daß wenn man dieser klösterlichen Einrichtung auch einige Fehler vorwerfen kann, diese nicht dem Mangel ihrer Sorgfalt und Vorsorge zuzuschreiben sind. Allein es giebt einmal gewisse Dinge, worauf man nicht fallen kann, wenn man nicht daran erinnert wird.

Der Superior hörte den Mönch stillschweigend an, und schien nicht wenig darüber bestürzt zu seyn, indem er vermuthete, daß einer von seinen Mönchen einen verbotenen Umgang mit dem andern Geschlecht habe, weil dieser Gegenstand bis dahin ihre Unterredung ausgemacht hatte.

Erklären Sie sich, mein Pater, sagte er zu ihm, ihre Rede sezt mich in keine geringe

Unruhe, und ich befinde mich in der größten Ungeduld zu hören, welche Ausschweifung in diesem Haus vorgefallen ist, damit ich diese, sobald als möglich, in der Geburt erstikken könne.

Nichts wird Ihnen leichter seyn, als dies, versezte der Mönch, ich will mich also sogleich darüber näher erklären. Sie werden es mir daher nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Etwas im Kloster bemerke, welches eigentlich gegen unsre Regel ist. Ist es wohl erlaubt, daß die alte Anne — das war der Name der Scheuerfrau — den ganzen Tag über im Kloster bleibt. Es ist einmal ein weibliches Geschöpf, das Fleisch ist schwach, und die Ordensgeistlichen, welche einmal das Geliebte der Keuschheit gethan haben, können auch durch diese Alte verführt werden, wenn sie stets einen Gegenstand vor Augen haben, der zur Verführung reizt. Der Mensch benuzt jede Gelegenheit, seine Begierden zu befriedigen, und die Noth kennet kein Gesez; es findet sich kein so schlechter Topf, wozu nicht ein Dekkel paßt.

Bis dahin — entgegnete der Superior — hielt ich Sie für einen sehr vernünftigen Mann; aber nach dem, was sie jezt sagen, muß ich Sie um zwei Drittheil herabsezzen. Wie ist es möglich, daß Sie darauf fallen, daß eine Alte, von beinah achtzig Jahren, die bei uns ihr Brod kümmerlich verdient, alt und grau in diesem Hause geworden ist, Jemanden Liebe einflössen sollte? Sie müssen sehr geneigt zu dieser Leidenschaft seyn, weil sie durch den bloßen Anblik dieser Alten unruhig werden, und weil sie einen solchen Gegenstand als ein Mittel finden, ihr heftiges Feuer zu löschen, und sich zu vergnügen. Ich befehle Ihnen daher, funfzig Eimer Wasser aus dem Brunnen zu ziehen, und damit das große Bassin im Garten anzufüllen, indessen wir im Refektorium speisen.

Der gute Pater, ohne sich im mindesten zu beklagen, oder eine Aeusserung des Mißvergnügens von sich zu geben, entfernte sich demüthig, und erfüllte buchstäblich das, was sein Oberer ihm befohlen hatte. Er aß weder

den Mittag noch den Abend etwas. Der Superior hatte ihm die Hälfte von seinem Brod, seinem Wein, kurz von seiner ganzen Portion genommen. Eine solche harte Behandlung mußte ihm doch etwas empfindlich seyn. Er war einer von den Aeltesten im Kloster, er hatte Ansprüche zu den besten Stellen seines Ordens; allein er wußte sich dennoch in Geduld zu finden, er ertrug alle Bußübungen, die ihm sein Superior auflegte, ohne sich im mindesten darüber zu beschweren. Endlich gieng es so weit, daß man ihn auf das Aeusserste bringen wollte, oft hatte man seine Portion ganz vergessen, zuweilen entzog man ihm den Wein, und drei Mahlzeiten nach einander hatte man ihm nicht einmal ein Glas Wasser gegeben.

Eine solche Bußübung war eine der härtesten, die man sich nur denken kann. Der gute Ordensgeistliche ertrug solche bis zum höchsten Grade, allein die Hizze an einem Tage war so übertrieben groß, und da man ihm abermals keinen Tropfen Wasser gegeben hatte, glaubte er vor Durst sterben zu müssen. In einem solchen traurigen Zustande verließ

er das Refektorium, ließ alle Mönche vor sich vorbeigehen, und da er glaubte im Verborgenen einige Erfrischung zu sich nehmen zu können, schlich er sich an einen Rennstein, und schöpfte mit der Hand etwas von diesem verdorbenen und unreinen Wasser. Eben wollte er damit zu dem Munde eilen, als der Superior, der am Fenster stand, ihn bemerkte, und ihm zurief:

Was wollen Sie da machen, Pater?

Der gute Pater schämte sich, als er sich entdekt sah, warf das unreine Wasser zur Erde, welches ihm nach dem Genuß gewiß schädlich gewesen wäre. Indessen kam der Superior herunter, und sagte ihm, daß er ja im Kloster besseres Wasser bekommen könnte, welches er ihm zu trinken gern erlauben wolle.

Wenn das ist — antwortete der Pater sehr demüthig, so will ich hingehen, und ihren Befehl vollziehen. Aber ohne diesen, würde ich gewiß dies getrunken haben, weil mich einmal die Noth dazu zwingt.

Sie können auch — sagte der Superior

zu ihm — im Refektorium ein Glas Wein trinken, und alsdenn kommen Sie zu mir.

Der gute Ordensgeistliche würde sehr unrecht gethan haben, wenn er diesmal nicht gehorcht hätte, und gieng so geschwind als möglich, diesen Befehl seines Obern zu vollziehen.

Ich freue mich — sagte der Superior zu ihm, da er zurükgekommen war — über ihren Gehorsam, und über das, was ich gesehen habe. Ihr demüthiges und folgsames Betragen gefällt mir, und ich lerne daraus etwas, was ich noch nicht wußte, und worauf ich vorher sicher nie gefallen wäre. Ich sehe daraus, daß Noth und Schwachheit die Menschen zu Dinge zwingt, woran man gar nicht denken sollte. Der ehrlichste und rechtschafenste Mann kann oft tausend Dinge wider seinen Willen begehen. Nur fallen mir nicht mehr die Gründe auf, die Sie vorgebracht, unsre alte Scheuerfrau abzuschaffen. Daß Sie von dem verdorbenen Wasser trinken wollten, bringt mich auf die Spur von Bemerkungen, daran ich vorher nie gedacht.

Jezt sehe ich ein, daß ich Unrecht gethan, Sie auf die Art zu behandeln, ich erkenne meinen Fehler, daß ich nicht sogleich ihrem Rath gefolgt bin. Ich bitte Sie deshalb um Vergebung, und ersuche Sie, mir zu glauben, daß ich für Sie alle Achtung und Hochschäzzung habe. Da Sie mir die Gefahr vorgestellt, welche wir von Frauenspersonen zu besorgen haben, so bald sie uns nahe sind, und wenn sie auch hundert Jahre alt seyn sollten, daß der Teufel viel zu listig ist, uns in diesem kizlichen Punkt die Augen zu verblenden, indem er uns das als schön vorstellt, was im Grunde häßlich ist, welches wir eigentlich mit dem größten Abscheu betrachten müssen, sobald wir nur dabei unserer Sinne mächtig wären, so schwöre ich Ihnen vor Gott, der uns hört, daß ich solche gute Anstalten, als nur möglich ist, treffen werde, indem die Frauensleute nur in einer gewissen Entfernung sich unserm Kloster nähern sollen.

Er umarmte hierauf den guten Pater mit Thränen in den Augen, dankte die alte Anne ab, und entließ sie nächst einer gewis-

sen Erkenntlichkeit ihrer Dienste. Die gute Alte starb vor Gram einige Tage nachher, welches der stärkste Beweis ist, daß sie im Kloster gewisse Vergnügungen mußte gefunden haben, die sie an jedem andern Ort vergebens suchen mußte.

Zwölfte Erzählung.

Beweis der großen Unwissenheit eines Criminallieutenants in Paris, nebst verschiedenen andern merkwürdigen Partikularitäten.

Das große Gefängniß in Paris verschaft uns Gelegenheit, zwei recht unterhaltende Geschichten zu erzählen. Der Policeylieutenant Camus, der wenig oder gar nicht bekannt seyn würde, wenn nicht Herr Nobel, alter Generalprokurator zu Mez uns etwas von ihm hinterlassen hätte. Dieser Mann war neidisch darüber, da zur Seite des alten Gefängnisses aus Staatsgründen ein neues erbauet wurde, und ein gewisser Girardin, ein Sohn eines bekannten Partheigängers, darüber zum Policeylieutenant gesezt wurde.

Girardins Verstand, sein empfehlendes Aeusseres, und sein gefälliges Betragen, nah-

men Jedermann in Paris für ihn ein. Camus sein Nebenbuhler besorgte von dieser Concurrenz die schlimmsten Folgen, sezte Himmel und Erde in Bewegung, bis er es endlich durch geheime Intriguen dahin brachte, daß er zum königlichen Abgesandten am Hofe zu Konstantinopel ernannt wurde.

Die Aebtissin von Poissy und andere von ihren Freunden mischten sich darin; man wendete alles an, den Deffita auf die Seite zu bringen, welcher ein alter Criminallieutenant war, welcher alle diese Veränderungen nicht aus dem rechten Gesichtspunkt betrachten konnte. Es sey wie ihm wolle, Girardin wurde zum Polizeilieutenant des neuen Gefängnisses gemacht, und Feron wurde Criminallieutenant und man hatte allen beiden ihre gewisse bestimmten Funktionen angewiesen.

Das, was ich noch zu sagen habe, bezieht sich blos darauf, daß diese schnelle Veränderung beiden Theilen, die dabei interessirt waren, eine große Unruhe verursachte, daß Camus und Deffita, den Girardin und le Feron mit sehr großen Unwillen beobachteten,

und auf alle seine Schritte genau merkten, daß der König funfzig neue Prokuraterstellen machte, welche im Conseil sehr mäßig taxirt wurden, indem man nur für eine funfzig Pistolen bezahlte. Freilich sprach man darüber manches und vielerlei, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Girardin stand seinem Posten als ein braver und rechtschaffener Mann vor, allein Feron war ein Lastthier, dem alle Geschäfte sauer wurden. Der erste legte seine Stelle mit Würde nieder, der andere erndtete davon weiter nichts, als Verachtung ein. Diese Behauptung will ich mit einigen Umständen erläutern, welche dem Leser gewiß Vergnügen machen werden.

Nach Girardins Abreise nach Konstantinopel, wo er als königl. Abgesandter starb, vereinigte der König die beiden Chatelets mit der größten Zufriedenheit des Camus und Defita. Die Stellen des Girardin und Feron wurden aufgehoben, wegen der schlechten Denkungsart des leztern, wovon er täglich Pro-

ben ablegte. Unter vielen Beweisgründen nur einen einzigen.

In dem Hofe des großen Chatelets findet sich ein Zimmer, welches man gemeiniglich Morgue nennt. Dieser Ort ist dazu bestimmt, daß man die Körper, der in den Straßen von Paris ermordet, oder im Wasser ertrunken, dort niederlegt, daß die Angehörigen sie erkennen können. Als Feron in dem Zimmer des Chatelet sich mit Untersuchung einiger Criminalsachen beschäftigte, meldete man ihm, daß man einen Kadaoer in dem Morgue niedergelegt habe.

Warum habt ihr das gethan? sagte er. Ihr hättet ihn ja können hereinbringen, damit ich eine gerichtliche Untersuchung anstellen könnte. Man sagte daher denen, die den todten Körper auf einer Bahre trugen, sachte, sie möchten gerade um Mittag, wo sich einige tausend Personen im Chatelet befanden, mit dem Kadaver hinauf gehen. Sie thaten es, und kamen bis an das Zimmer, worin Feron war, welcher nicht wenig über diesen Anblik erstaunte.

Indessen wollte er doch bei der Sotise, die er einmal begangen hatte, sein Ansehen behalten, und fragte daher die Träger, was sie trügen? Das wissen wir nicht, gab einer von ihnen zur Antwort, und wir besizzen auch nicht die Geschiklichkeit, diesen Menschen abzuhören.

Feron ärgerte sich über diese Antwort, und da er sah, daß der Kadaver nicht antworten konnte, weil ihm die Gurgel abgeschnitten war, und der Kopf nur noch an ein Stükchen Haut hieng, sagte er: Man trage diesen Unglüklichen wieder herunter, ich glaubte, daß der Kadaver, von dem man mit mir sprach, noch am Leben wäre. Das verräth wirklich einen großen Verstand, wenn man glaubt, daß ein Kaderer leben und sprechen könne.

Gerade um diese Zeit wurden die funfzig Prokuraterstellen, von denen ich vorher sprach, nicht um einen geringen Preiß weggegeben, sondern eine jede derselben für hundert Louis-d'or verkauft. Besonders ist es, daß der Könnig einer Hofdame die Verkaufung aller dieser Stellen überließ. Sie ward sehr bald in An-

sehung des Preises fertig, und war auch mit einem Perlenhalsband, oder mit einem Diamantkreuz zufrieden, welches vielleicht noch einmal so viel als hundert Louisd'or werth war.

Bald nachher hatte sie vor dem Chatelet einen Prozeß, wobei sie in Person erscheinen mußte. Als der ganze Senat in pleno zugegen war, wurde gerade ihre Sache vorgenommen. Sie war sehr mißvergnügt, da ihr Procurator nicht erschien. Der Advokat Poliac, von der Gegenparthei, der von Natur ein Spötter war, sagte zu dem Criminallieutenant Camus, welcher mit allen Räthen in dem Versammlungszimmer war: Wenn es ihm der Gerichtshof erlaubte, wollte er immer den Prozeß anfangen, weil indessen der Prokurator der Dame wohl erscheinen würde, in jedem Fall könnte sie nicht viel verlieren, weil sie funfzig an ihrem Hals hängen hätte. Damit wollte er auf das Perlenhalsband und auf das Diamantkreuz anspielen, um welchen Preiß die Prokuratorstellen verkauft wurden.

Dieser Einfall war so fein und so paſſend, daß alle Zuhörer beinah vor Lachen zu zerplazzen glaubten, der Prozeß wurde bis zu einer andern Zeit verſchoben, und die Dame verließ in der größten Beſtürzzung das Zimmer, ſie wagte es auch nicht, wieder vor dem Chatelet zu erſcheinen, aus Beſorgniß, daß ſie einer neuen Beſchimpfung ausgeſezt ſeyn möchte.

Dreizehnte Erzählung.

Woraus man siehet, worin die Vergnügungen der Prinzen von Frankreich bestehen.

Aus den vorhergehenden Erzählungen siehet man, daß der Prinz d' Elboeuf eine natürliche Neigung hatte, denen Wohlthaten zu erzeigen, welche das Glük hatten, näher mit ihm bekannt zu seyn. Aus der gegenwärtigen wird man sehen, daß der Prinz Conti Eigenschaften besaß, welche ganz dem Geblüt würdig waren, woraus er abstammte, und daß er in seinen Erholungsstunden das größte Vergnügen darin fand, andern Gutes zu thun.

Der Sohn eines wohlhabenden Bürgers zu Paris, hatte das Glük mit dem Prinzen Conti unter dem nemlichen Rektor bei den Jesuiten zu studiren; sie waren beide zugleich Pen-

Pensionaire in dem nemlichen Kollegium. Ein sehr glüklicher Aufenthalt für Kinder von Familie, welche oft auf Lebenszeit hier eine zärtliche Freundschaft knüpfen, gerade in einem Alter, wo Unschuld und Liebe sich nur zu oft und zu bald mit einander vereinigen, und mit der Reife der Jahre auch gewöhnlich lange dauert, und eine gewisse Festigkeit und Beständigkeit erhält.

Der Prinz Conti mochte seinen Lehrern gern einen Streich spielen. Duplessis — so hieß sein jugendlicher Freund — unterstüzte ihn, und half ihm dabei herzlich gern, so daß sie beinah alle Tage einen neuen lustigen Streich ausließen. Unter andern will ich einen erzählen. Das Zimmer des Prinzen im Jesuiterkollegium gieng auf die Straße Saint Jacques. An einem schönen Morgen bemerkten die beiden jugendlichen Freunde, daß ihr Rector mit seinen Kollegen aus dem Kollegium herausgiengen, nicht in einer weißen Kleidung; denn diese guten Paters tragen sich nicht anders, als der Harlekin in der Komödie.

Duplessis sagte zum Prinzen: Wir wollen diese Leyalisten etwas taufen, sie sollen gewiß nicht merken, woher der Wasserguß kömmt. Wir wollen diese Raben recht einseifen, daß sie aus unsern Händen noch schwärzer kommen sollen, als sie von Natur sind. Das war wizzig genug gesagt, von diesem jungen Burschen. Der Prinz nahm, von seinem Kammerdiener unterstüzt, einen Eimer Wasser, wozu man noch andere Flüssigkeiten that, die Jeder leicht errathen kann. Duplessis legte ebenfalls Hand mit an, damit sie ihn schneller zum Fenster herausgießen könnten. So eben als der Ausguß geschah, kamen die beiden Jesuiten vorbei, allein sie wußten so geschikt auszuweichen, daß auch kein Tropfen auf sie fiel. Im Grunde traf diese ganze Bescherung ganz Unschuldige. Es giengen nemlich gerade in diesem Augenblik in einem feierlichen Zuge eine ganze Menge Pastetenbekkerjungen durch die Straße, welche auf ihren Schultern ein geweihtes Brod trugen, mit vielen seidnen mit Gold durchwirkten Bändern behangen. Sie sollten es nach der heil.

Stephanskirche tragen, wegen eines hohen Feiertags in der griechischen Brüderschaft.

Die Jesuiten, auf die es eigentlich gemünzt war, blieben verschont, und es mußte unglüklicher Weise auf die Pastetenbekkerjungen fallen, welche das geweihete Brod trugen, wie ich schon gesagt habe. Dies war aber noch nicht das ganze Unglük, der starke Guß kam mit aller Macht auf das große, weiche, frischgebakkne Brod dergestalt, daß es nicht nur in Stükken zerbrach, sondern den Trägern am Hals sizzen blieb, und gleichsam große Halskrausen bildete, wie sie unsere Vorfahren zu tragen pflegten.

So etwas brachte nun den ganzen Distrikt, worin es geschah in Bewegung. Die leichtfertigen Vögel machten daher geschwind ihr Fenster zu, und weil der Flügel des Gebäudes, der nach dieser Straße zugieng, einige vierzig Fenster in der Länge hatte, so hielt es freilich um so schwerer, den eigentlichen Thäter herauszubekommen. Es ward freilich, weil darüber Klagen entstanden, eine

Untersuchung angestellt, allein dabei blieb es auch. Und wenn es auch die ehrwürdigen Paters gewußt hätten, daß Prinz Conti dieſen Streich geſpielt, ſo würden ſie ſchon aus Politik dazu geſchwiegen haben.

Vierzehnte Erzählung.

Fortsezzung einiger lustigen Begebenheiten, welche zum Beweis dienen, daß es unter allen Classen von Menschen Chevaliers der Industrie giebt.

Die vorige Geschichte war weiter nichts als ein Jugendstreich, und soll so wie die gegenwärtige zum Beweis dienen, daß jugendliche Verbindungen öfters in den männlichen Jahren von großem Nuzzen seyn können, vornemlich für diejenigen, welche Verstand genug haben, dieselben benuzzen zu können.

Der menschliche Verstand kann sich nicht immer mit einer anstrengenden Arbeit beschäftigen, die Saite des Bogens wird am Ende schlaff, wenn sie zu sehr angestrengt wird. Eben so machen die größten Genies zu gewissen Zeiten Pausen, verlassen ihr Studierzimmer und ihre Bibliothek, gehen in die freie

Luft, in einen Garten und in eine muntere lustige Gesellschaft, wo sie sich aufheitern könnin. Die frische Luft, die sie hier einathmen, die Erfrischungen, die sie zu sich nehmen, ist das wahre Geheimniß, wodurch ihr Gedächtniß gestärkt wird, wodurch sie in den Stand gesezt werden, neue Ideen zu einem Werk zu sammeln, das sie im Begrif sind zu schreiben. Dadurch bekommen sie gleichsam neue Kraft, und können mit größrer Munterkeit und Freimüthigkeit ihre Gedanken niederschreiben.

Eine solche Methode ist die vernünftigste, und die Jesuiten sehen vielleicht unter allen Gelehrten vielleicht am meisten und pünktlichsten darauf. Die Donnerstage und übrigen Ferien werden dazu auf das pünktlichste benuzt, und blos zu kleinen unschuldigen Vergnügungen angewendet. Jedermann kennet sie, ich mag sie also weder tadeln, noch dieselben kritisiren.

Es ist bekannt, daß die Jesuiten eine halbe Stunde von Paris ein artiges Braushaus nebst einem Meierhof haben, welcher

Gentilli hieß. Hier bringen die Patres mit ihren Zöglingen ihre Erholungsstunden zu. Ihre Vergnügungen und Erholungen bestehen aus mancherlei Spielen. Nemlich, Billiart, Schach, Kegelspiel, Ballspiel, papirenen Drachen und mehrere andere. Die Köche, Köchinnen nnd Küchenjungen gehen des Morgens ganz früh aus Paris, um auf dem Meierhof alles in Ordnung zu bringen, damit der zahlreiche Haufe, der sich gegen Mittag daselbst einfindet, sein gut zugerichtetes Essen eben so gut findet, als in Paris. Ueberhaupt sehen die Herren Patres sehr auf die Vergnügungen dieses Lebens; weder der Pater de la Chaise, noch ein anderer Jesuit hat dieselben verboten.

Duplessis, der nur darauf dachte, den Prinzen von Conti zu belustigen, sagte an einem solchen Feiertage, wo man sich ein Vergnügen machen, und den andern Tag nach Gentilli gehen wollte, zu dem Prinzen, daß er sich einen ganz neuen lustigen Streich ersonnen habe, den er an den beiden Jesuiten ausüben wollte, die erst kürzlich ins Kolle-

gium gekommen, und welche über sie die Aufsicht hatten.

Der Prinz, der gern über etwas lachte, billigte den Einfall, und es kam jezt auf weiter nichts an, als auf die Ausführung des Streichs. Der große Haufen der Jesuiten und ihrer Pensionairen, giengen nach ihrem reizenden Landhaus Gentilli, nur der Prinz Conti blieb zurük, indem er Kopfschmerz vorschüzzte, wovon er schon in der vergangenen Nacht war geplagt worden. Er bat die beiden Jesuiten, deren Aufsicht er anvertraut war, ihn nicht zu verlassen, indem es darauf nicht ankommen würde, daß sie einige Stunden später nachkämen, denn sie könnten es so einrichten, daß sie ganz gemächlich zum Mittagessen da wären.

Eine solche kleine Gefälligkeit konnten sie ihm unmöglich abschlagen, eben so bat er auch zum Schein seinen Stubenburschen Duplessis ihm Gesellschaft zu leisten. Es war etwan neun Uhr, als man beschloß, sich reisefertig zu machen. Die beiden Jesuiten nahmen ihre lange Mäntel um, und giengen zusam-

men durch die Straßen S. Jaques und S. Marçeau, und waren unvermerkt an dem Hause der Gebelinen, welche Fabrik außerordentlich merkwürdig war, wegen der kostbaren gestikten Tapeten, welche hier verfertigt wurden, und die in ganz Europa als die schönsten und theuersten bekannt waren.

An diesem Ort stellte sich der Prinz, daß ihm das Steinpflaster beim Gehen Schmerzen verursacht, und bat daher seine Begleiter, die ehrwürdigen Jesuiten um die Erlaubniß, hier bei einem Schneider eine Viertelstunde ausruhen zu können, der vormals bei seinem Vater Kammerdiener gewesen war. Man gieng herein, und obgleich der Mann nicht zu Hause war, empfieng die Frau den Prinzen mit seinen Gesellschaftern auf die freundschaftlichste und ehrerbiethigste Art, und ein Duzzend Schneiderbursche, welche bei der Arbeit saßen, erhielten sogleich Befehl, zum Dienst der Fremden bereit zu seyn.

Die junge Frau war mit dem Weltton bekannt, sie wußte es auch sehr gut, wie viele Verbindlichkeiten ihr Mann dem prinzlichen

Hause zu danken hatte, gab dem jungen Prinzen, nebst seinem Gefolge ein kleines Frühstük, aus Pasteten, Saucisschen, und einem Sardellen Sallat bestehend, und sezte auch noch einige Bouteillen guten Wein mit auf, so daß sich die ganze Gesellschaft wieder erholen, und neue Kräfte zu ihrer kleinen Reise nach Gentilli bekommen konnte.

Indessen fanden die Herren Jesuiten ihre lange Kleidung jezt für sehr überflüssig, indem sie dieselbe für unbequem hielten, da sie im Begrif waren, die Stadt zu verlassen, und aufs Land zu gehen. Sie baten daher einen von den Schneiderburschen, ob er nicht indessen ihre langen Röke hinter der Thüre an einen Nagel aufhängen wollte, indem sie dieselben wieder abholen wollten, wenn sie von Gentilli zurükkämen.

Dieser kleine Gefallen wurde den Herrn Jesuiten herzlich gern erwiesen, allein da die Frau vom Hause eben draußen war, so spielten drei oder vier Schneiderbursche, die vorher von dem Duplessis gestempelt waren, den geistlichen Herren mit ihren langen Röken

einen Streich, wie wir bald sehen werden. Sobald sie ihre schwarzen, beschwerlichen Oberkleider abgelegt, und in ihren ebenfalls kurzen Kleidern bereit waren, sagten sie zu dem Prinzen Conti und Duplessis: Wir müssen uns reisefertig machen, wenn wir noch zur Suppe in Gentilli ankommen wollen. Sie giengen, und nach Verlauf von einer halben Stunde, trafen sie den großen Haufen junger Leute an, welche munter und lustig waren, und sich eben zu Tische sezzen wollten. Der übrige Theil des Tages wurde zu mancherlei Leibesübungen zugebracht, und nach vier Uhr machte sich die ganze Gesellschaft wieder auf den Weg nach das Kollegium.

Die beiden Jesuiten, welche den Prinzen Contt und Duplessis begleitet hatten, blieben bis zulezt, damit sie ungesehen bei dem Schneider abtreten, und ihre Mäntel wieder fordern konnten. Als sie dahin kamen, fanden sie weder den Schneider, noch dessen Frau, noch die Schneiderburschen im Hause. Es war niemand da, als eine Magd und ein kleiner Junge, von denen sie sich ihre Mäntel geben

und umhängen ließen, und eilten, ohne sie genau zu besehen, nach Paris.

Sie merkten nun freilich nicht den Streich, den man ihnen gespielt; aber es war nur zu sichtbar, daß die Schneiderburschen auf Anrathen des Duplessis an dreiviertel Elle von diesen Mänteln abgeschnitten, und sie um so viel kürzer gemacht hatten. Es war eine Nath so zierlich gemacht, daß man den Defekt nicht sogleich bemerktn konnte. Und so kamen sie denn an die Thüre des Kollegiums, ohne daß sie diesen ihnen gespielten Streich merkten; aber einer von ihnen sah des andern Mantel genauer an, und sagte zu seinem Freunde: Sollen wir diesen Morgen so viel getrunken haben, daß wir uns nicht erinnern können, ob wir mit unsern langen, oder kurzen Mänteln ausgegangen sind. Der andere wußte auch nicht, wie er daran war, und meinte, ihre langen Mäntel wären auf ihren Zimmer, und dies könnte in keinem Fall nicht anders seyn, weil sie die kurzen um hatten; allein dies sagte er mit einem gewissen höhnischen Lächeln, weil er wirklich glaubte, daß sein

Freund etwas mehr getrunken, als er vertragen könnte.

Der andere merkte es nur zu gut, und kaum war er auf dem Zimmer, als er ihre gewöhnlichen kurzen Mäntel auf dem Plaz hängen sah, wo sie gewöhnlich zu hängen pflegten. Er brachte sie seinem Freunde, welcher denn nicht wußte, was er davon denken sollte, und hatten darüber mancherlei Muthmassungen. Weil aber diese Sache, sobald sie bekannt geworden wäre, ihnen manchen Schaden hätte thun können; denn so unschuldig sie auch waren, mußten sie doch erwarten, daß man sie darüber auslachen würde, sprachen sie lieber kein Wort davon, und suchten diesen Schaden so gut als sie konnten, zu ersezzen.

Indessen fielen sie gleich auf den Duplessis, daß dieser ihnen einen solchen schlimmen Possen gespielt habe. Sie suchten daher eine Gelegenheit, wie er mit dem Prinzen Conti zerfallen sollte, um sich dafür an ihn zu rächen. Aber sie gaben sich vergebene Mühe. Er begab sich bald nachher aus dem Collegi-

um, worüber die Obern sehr mißvergnügt waren, und gern die Ursache seiner Unzufriedenheit wissen wollten. Zwei von den Vornehmsten besuchten ihn in seinem Hotel, um die Ursache seines Mißvergnügens von ihm selbst zu erfahren. Man gab ihnen hierüber die nöthigen Aufklärungen, in so fern sie dieselben zu wissen nöthig hatten, allein sie erreichten ihre Absicht doch nicht, welches ihnen sehr wehe that.

Die guten Patres sagten zum Duplessis: Es würde ihn früh und spät gereuen, daß er den Prinzen verführt habe.

Ich besorge vielmehr — versezte Duplessis — daß ihr ganzer ehrwürdiger Orden davon Schaden haben wird, um so mehr, da das vierte Horn an ihrer Müzze fehlt. Schweigen sie lieben ehrwürdigen Väter, sonst könnte ich gewisse Dinge entdekken, die ich bei ihnen gesehen habe, sie sollten gewiß lange daran denken, wenn ich sie öffentlich bekannt machen wollte.

Sie gaben ihm zur Antwort: Daß sie nicht Ursach hätten, sich vor irgend einem zu

fürchten, weil ihre Reputation fest gegründet sey, und wahrlich nicht von einem Brausekopf, wie er abhienge.

Vielleicht, meine Herren — fuhr Duplessis fort — kann ich ihnen noch etwas aufzurathen geben, und ihnen, für so klein sie mich ansehen, etwas zu schaffen machen. Heute will ich mit einem Stükchen nach meiner Manier den Anfang machen, um ihnen zu zeigen, wie sehr ich gegen sie aufgebracht bin. Ich erkläre sie hiermit alle für Chevaliers der Industrie, für Ritter des edlen Beutelschneiderordens.

Stopfet dem Duplessis den Mund — sagte der Pater Rektor — welcher einer von den Deputirten war. Wer hätte es gedacht, daß wir einen Wolf ernähren würden, der uns zu verschlingen droht.

In allem Ernst — versezte Duplessis — bringe ich die Sache, ehe vier und zwanzig Stunden vergehen, so weit. Damit sie nicht glauben, daß ich blos prahle, so sehen sie hier — indem er ein Platt Papier aus der Tasche zog, dies ist nur blos ein Entwurf von

meinem Plan, der ihnen vielleicht nicht behagen wird.

Der Pater Rektor nahm das Papier, und las folgendes

Pro Memoria

Einer Privatperson an die Herren Generalpächter von Frankreich gegen die Ehrwürdigen Paters der Jesuiten des Kollegiums Ludwig des Großen.

Die Privatperson, welche gegenwärtiges Memorial überreicht, verlangt vors erste die Hälfte von der Konfiscation alles dessen, was sie in Ansehung der Betrügereien entdekken wird, welche sich die guten Patres gegen die Rechte des Königs und das Interesse der Generalpächter zu schulden kommen lassen.

Und damit man überzeugt werde, daß die Herrn Generalpächter in der Folge mit ihm ehrlich zu Werk gehen, wird der Verfasser des Gegenwärtigen die Subtilitäten der guten Patres nicht alle zugleich mit einemmal, sondern stükweise nach einander entdekken, daher auch gegenwärtiges Memorial als die erste

Probe,

Probe, nur einen einzigen Artikel enthalten kann.

Man muß daher wohl merken, daß das Kollegium der Jesuiten verschiedene Ein- und Ausgänge hat, welche wegen der großen Anzahl der Pensionairs nothwendig sind. Der König hat ihnen das Privilegium gegeben, daß sie so viel Wein als sie zur Consumption ihres Hauses nöthig haben, ohne die mindesten Abgaben sich können kommen lassen. Allein sie mißbrauchen dies Privilegium dergestalt, daß sie weit mehr kommen lassen, als sie zu ihrer Konsumption brauchen. Sie haben nemlich die Verwegenheit, daß sie in ihren Kellern, welche wieder mit den Kellern der Nachbarn in Verbindung stehen, eine weit größre Menge Wein liegen haben, als sie für sich und ihre Pensionairs brauchen. Der größte Theil dieses Weins — denn wo wäre es möglich, daß sie so vielen, als sie vorräthig haben, austrinken konnten, verhandeln sie wieder an Weinhändler, mit denen sie in Verbindung stehen, und deren Keller an die ih-

rigen stoßen. Dieser große Weinhandel geschieht natürlich zum größten Nachtheil der Pächter. Der Denunciant erbiethet sich, diese seine Behauptung zu erweisen, oder unterwirft sich, als ein Verläumder nach den Gesezzen bestraft zu werden.

Ueber dies Memorial errötheten der Pater Rektor, er kommuncirte es seinen Kollegen, und nachdem sie es gemeinschaftlich an einem Fenster gelesen hatten, berathschlagten sie sich, was sie dabei thun sollten. Der Erfolg war, daß sie in ihrem Ton sehr herunter stimmten, sie baten den Duplessis mit aller Liebe und Freundschaft, sie doch nicht zu Grunde zu richten. Derselbe ließ sich freilich einigemal zum Schein bitten, ehe er ihren Wunsch erfüllte. Aber zulezt, weil er im Grunde sich doch blos über sie lustig machen wollte, gab er seine Einwilligung dazu, daß das verhaßte Memorial unterdrükt wurde, und die Jesuiten waren vergnügt über den guten Ausgang dieser für sie so gefährlichen Sache. Es fiel ihnen nicht weiter ein, dem Duplessis

Schaden zu thun, oder ihn beim Prinzen anzuschwärzen, weil sie von einem solchen verwegenen und unternehmenden Menschen alles zu fürchten hatten.

Funfzehnte Erzählung.

Lustiger Streich des Prinzen in der Oper zu Paris.

Schon oben bemerkte ich, daß Freundschaften, welche im Kollegium unter jungeu Leuten geschlossen wurden, fast immer fortdaurend sind. Dieser Fall traf wenigstens mit dem Prinzen und Duplessis ein. Der leztere wußte sich, da er bereits das Kollegium verlassen hatte, in der Gunst des Prinzen dergestalt zu erhalten, daß derselbe fast ohne ihn nicht leben konnte. Ihre ritterlichen Uebungen sezten sie zusammen in der Akademie des Bernhardi fort, welcher damals der berühmteste Meister in Paris war. Als der Prinz hernach Kriegesdienste nahm, folgte ihm Duplessis zur Armee, und zeichnete sich sehr bald durch Tapferkeit aus, daß er von einer militärischen Würde zur andern stieg.

Der Prinz kam gewöhnlich alle Jahr zur Zeit der Winterquartiere an Hofe, und Duplessis, der nie von seiner Seite wich, kam alsdenn ebenfalls nach Paris. Die größten Vergnügungen der jungen Prinzen, wenn sie aus dem Felde nach Hause kommen, bestehen im Spiel und im Umgang mit schönen Damen. Duplessis machte alle Lustpartheien des Prinzen mit, aus wirklichen Hang und Interesse an dergleichen Vergnügungen. Er hatte ein prächtig ausmeublirtes Hotel in der Gegend des Palais Rojal gemiethet, wo er nicht nur für alle Standespersonen ein großes Spiel unterhielt, sondern wo auch junge Schönen anzutreffen waren, mit denen man in ein Nebenzimmer gehen konnte. Man aß, man schlief, man wurde gut bedient, und man brachte seine Zeit auf das beste von der Welt zu. An keinem Ort gefiel es dem Prinzen besser, als in dem Hause des Duplessis, weil er hier zu allen Zeiten Nahrung für seine Leidenschaften fand.

Die Freundschaft, welche ihm der Prinz erwies, ward sehr bald am ganzen Hofe be-

kannt, und er hatte davon den Vortheil, daß er sich einen großen Anhang verschafte. Er wußte die Zeit, Gelegenheit und Gunst der Großen so wohl zu benuzzen, daß er in kurzer Zeit sehr reich war, so daß er dem Prinzen ansehnliche Geldsummen leihen konnte; dies that er denn auch mit vieler Großmuth, und fand dabei sehr gut seine Rechnung, indem der Prinz ihm beträchtliche Zinsen von dem geliehenen Gelde gab. Der ganze Hof, und eine große Menge vornehmer Standespersonen waren Tag und Nacht in seinem Hause, unzählige Wagen hielten stets vor dem Eingang desselben. Er war überall wegen seines einnehmenden Wesens beliebt, und er lebte in brüderlicher Eintracht mit allen Hofleuten.

Einmal ereignete sich bei ihm eine sehr lustige Scene, welche hier allerdings einen Plaz verdient. Der Herzog von Orleans, der Chevalier von Lothringen, der Großprobst von Frankreich, der Markis d'Artin, und verschiedene andere große Herren von dem nemlichen Karakter, hatten bei Duplessis den ganzen Tag und die folgende Nacht gespielt, ohne

ihren Plaz zu verändern. Er hatte seinen Gästen ein kostbares Abendessen vorgesezt, daß Jeder zufrieden war, nur der nicht, welcher beträchtliche Geldsummen verlor. Um Mitternacht ward am stärksten gespielt, und überall war der größte Verlust. Nur allein der Herzog von Orleans gewann alles baare Geld. Jeder spielte von jezt an auf Credit, welches unter Standespersonen, und unter solchen guten Freunden nichts seltnes ist. Das Glük wollte immer noch diesem Einzigen wohl, so daß alle verloren, nur er nicht, aber deshalb suchte ein Jeder seinen Verlust wieder zu ersezzen, und der Verlust nahm immer mehr zu. Schon seit vier Stunden war kein haares Geld mehr auf dem Tisch zu sehen. Duplessis — sagte der Prinz Conti — wahrlich du mußt mir wieder etwas vorstrekken, ich muß es mit baarem Gelde versuchen, weil ich sehe, daß ich so nicht glüklich bin. Er hatte bereits dem Prinzen zweitausend Pistolen vorgeschossen.

Siehe — indem er seinen Degen herauszog, der mit Diamanten besezt und von

großem Werth war — hier ist mein Degen zum Unterpfande, leihe mir darauf dreihundert Pistolen. Duplessis wollte durchaus nichts auf den Degen des Prinzen leihen, sondern erbot sich, ohne Pfand, so viel er nur wollte, ihm vorzuschießen. Der Prinz aber sagte noch einmal, er sollte ihn nur nehmen, und so gehorchte er.

Der Großprobst sagte: Da man jezt um nichts anders als baares Geld spielt, muß ich auch etwas haben. Ich bitte mir von Duplessis hundert Pistolen aus, ich will meinen Leibrok dafür zum Pfande geben, und blos in der Weste sizzen bleiben.

Duplessis gab ihm die verlangte Summe, machte mit ihm, wie mit dem Prinzen die nemlichen Umstände, und wollte durchaus kein Pfand annehmen, zulezt mußte er doch sich nach dem Willen des Herrn bequemen.

Der Chevalier von Lothringen folgte dem Beispiel der erstern, und bat sich ebenfalls, unter den nemlichen Umständen, funfzig Pistolen aus, indem er dagegen seine Perükke zum Pfand sezte, und der Markis d'Artin

eben sowohl, indem er seinen Hut und einen Muff mit einer diamantenen Agraphe dagegen verpfändete.

Das Spiel nahm wieder seinen Anfang, nachdem alle Pfänder in einem Winkel des Zimmers von Duplessis geworfen wurden, welcher versprach, beim Weggehn, Jedem das Seine wieder zu geben. Alle diese Herren waren beim Spiel nicht glüklicher als vorher; der Herzog von Orleans nahm ihnen, noch ehe eine Stunde vergieng, alles baares Geld wieder ab. Er sah hierauf nach der Uhr, und fand, daß es schon über fünf Uhr des Morgens wäre.

Es scheint — sagte er zur Gesellschaft — meine Herren, daß wir wohl aufbrechen müssen. Jedermann, so wie er, stand hierauf auf, stiegen in ihre Wagen, um nach Hause zu fahren und sich noch etwas zur Ruhe zu legen.

Duplessis gab sich vergebens Mühe, den Prinzen Conti sowohl, als die übrigen Herren zu bewegen, ihre Pfänder wieder zurükzunehmen. Sie sagten ihm aber insgesammt, daß er sie behalten müßte, und wenn er sie

ihnen etwan in ihre Hotels nachschikken würde, so würden sie dieselben zum Fenster herauswerfen. Er behielt dieselben daher mehr aus Gehorsam, als aus Interesse. Er wußte es sehr gut, daß er noch an demselben Tage alle diese Herren in der Oper wie gewöhnlich wiedersehen würde.

Um sich und seinen guten Freunden ein Vergnügen zu machen, legte er alles das, was die guten Herren in der vorigen Nacht bei ihm zurükgelassen hatten, selbst an. In einem solchen Anzuge betrat er das Amphitheater der Oper. Jeder erkannte an dem Leibe des Duplessis das, was ihm gehörte. Der Leibrok des Grospriors war das merkwürdigste Stük, welches sogleich in die Augen fiel, und die ganze Gesellschaft konnte sich nicht das Lachen enthalten. Der Prinz Conti sah seinen Degen an Duplessis Seite, die andern ihre Perükke, ihren Hut, ihren Muff, die diamantne Agraphe und das Uebrige. Sie ließen sich nichts merken von dem, was sie sahen, allein sie beschlossen mit einander beim Ausge-

hen aus der Oper ihm einen Streich zu spie-
len, woran er lange denken sollte.

Der Großprior war es, der diese Farce zu spielen anfieng. Wo speisen wir heute Abend, — fragte ihn der Prinz Conti so laut, daß man es ziemlich weit hören konnte. — Wo anders, als bei mir — sagte der Großprior — Wir konnten sonst vielleicht an einem andern Ort viel schlechter speisen.

Aber — versezte der Prinz — ihre Köchin würde so viele Unruhe davon haben; wir können ja lieber bei Duplessis gehen, wo wir gestern so gut bewirthet wurden.

Nein — versezte der Großprior ganz kalt — er ist ein Feiger, und wenn ich ihn wo antreffe, soll er den gestrigen schlechten Streich mir theuer bezahlen.

Wie! fragte der Prinz Conti in vollem Ernst — was wollen sie damit sagen? Duplessis ist ein ehrlicher Mann, ich bin für ihn Bürge.

Das will ich gern glauben — versezte der Großprior — aber wo ich ihn auch treffe,

soll er meine schwere Faust fühlen, und sollte es auch in ihrer Gegenwart seyn.

Aber was hat er ihnen denn gethan, daß sie gegen ihn so aufgebracht sind?

Das werde ich zu seiner Zeit ihm wohl sagen.

Das können Sie gleich thun — versezte der Prinz — er ist ja hier.

Duplessis, der nichts weniger als an einen solchen Auftritt dachte, war nicht wenig bestürzt, als er den Großprobst so aufgebracht erblikte, indem er jenen verstellten Zorn für Wahrheit hielt.

Wie können Sie so verwegen seyn — fragte ihn der Großprost — und sich meinen Leibrok zueignen?

Ohne daß Duplessis sich besinnen konnte, riß er ihn vom Leibe und gab ihn einen von seinen Bedienten zu halten. Dies ist ein offenbarer Diebstahl, sagte er.

Der Chevalier von Lothringen, der gerade wie von ohngefehr dazu kam, riß ihm seine Perükke vom Kopf. Der Markis d' Artin nahm ihm seinen Hut und Muff. Und da-

mit die Beschimpfung in bester Form geschehen sollte, fiel der Prinz Conti über ihn her, riß ihm den Degen von der Seite, und sagte öffentlich, daß Spizbuben eine solche Behandlung mit vollem Recht verdienten.

Duplessis war also völlig ausgeplündert, und in einer sehr bedenklichen Lage. Er wußte nicht, ob er die Sache für Ernst oder Spaß halten sollte. Nicht vermögend, auch nur eine Silbe vorzubringen, hielt ihn Jedermann von den Umstehenden wirklich für den Dieb. Kaum wurde ihm so viel Zeit gelassen, daß er aus dem Gedränge herauskam, und glüklich seinen Wagen erreichte, worin er sich eilig warf, ganz bestürzt und betreten über das, was ihm so eben begegnet war.

Die Prinzen hatten blos diesen Spaß gemacht, um ein paar Augenblikke darüber zu lachen. Sie giengen vom Opernhause zu Lefebure, am Fort der Pont-neuf, wo sie einige Gläser Likeurs mit einander tranken. Da sie alle dem Duplessis abgenommene Sachen nicht gut fortbringen konnten, schikten sie ihm dieselben ins Haus, und ließen ihm sagen, daß

er ein gutes Abendessen bereiten sollte, weil sie in wenig Augenblikken bei ihm erscheinen würden.

Kaum hatte der Bote seinen Auftrag ausgerichtet, als die Gesellschaft bei Duplessis ins Zimmer trat. Sie fanden ihn im Schlafrokke, ganz niedergeschlagen sizzend, wie er gerade damit beschäftigt war, einen großen Brief an den Prinzen von Conti zu schreiben, dessen Inhalt blos in Entschuldigung gewisser Fehler und Uebereilungen bestand, die er begangen haben sollte.

Wie freute er sich nicht, als er gleich bei ihrem Eintritt erfuhr, daß die ganze Sache blos ein Scherz sey, und daß der lezte Akt der Komödie bereits vorbei wäre. So war es ihm aber recht, weil er das bei aller seiner Klugheit doch nicht vorausgesehen. Diese Herren versöhnten sich sehr bald wieder mit dem Duplessis, nachdem man ihn derb ausgelacht, daß man doch einmal so glükilch gewesen, und ihn überlistet hätte. Die Gesellschaft blieb den Abend da und ließ sich

das gut zugerichtete Essen, und die feinen Weine ganz wohl schmekken, und man hatte selbst bei Tische noch manchen Spaß, über das, was in der Oper vorgefallen war

Sechszehnte Erzählung.

Lustige und erbauliche Geschichte eines wirklichen Chevalier der Industrie.

Diese Nacht vergieng bei Duplessis beinah eben so als die vorige, nur mit dem kleinen Unterschied, daß nicht so stark gespielt wurde. Indessen wurde doch Geld genug verloren, und vielleicht würde das Spiel noch länger gedauert haben, wenn der Chevalier von Lothringen diesmal nicht etwas frühzeitiger hätte aufbrechen müssen. Er mußte nemlich den folgenden Tag beim Leve' des Königs zugegen seyn, weil er sich für einen gewissen Edelmann, dem ein großes Unglük begegnet war, eine Gnade von Sr. Maj. ausbitten wollte.

Diese Geschichte verdient hier allerdings einen Plaz, vornemlich da wir Gelegenheit haben

haben, sie so zu erzählen, wie wir dieselbe von Männern gehört haben, auf deren Aufrichtigkeit und Redlichkeit wir uns verlassen können.

Ein Edelmann aus Bretagne, angeblich ein Graf, war in Ansehung der Glüksumstände nicht zum besten versorgt, und wollte doch gern bei gewissen Leuten für reicher gehalten seyn, als er wirklich war. Daher war sein Aufzug prächtig, und er hintergieng durch diesen äußern Glanz wirklich sehr viele, die seine Umstände nicht genauer kannten. Er hatte Verstand genug, und ein Betragen in seiner Gewalt, welches viel Welt verrieth, aber das war auch alles, worauf er sich verlassen konnte; denn in Absicht seines Vermögens, wie ich schon gesagt habe, sah es sehr mißlich aus, es reichte nicht zu, davon nur kärglich leben zu können, und er mußte sich auf den Beistand und die Unterstüzzung seiner Freunde verlassen.

Ungeachtet dieser seiner traurigen Lage wußte er doch diese seine mißlichen Umstände

mit so viel Klugheit und Vorsicht zu verbergen, daß man seine kärgliche häusliche Lage wohl schwer erfahren konnte. Diejenigen, welche nicht seine Freunde waren, machten sich über seine Gaskonaden lustig. Wenn er — wie dies der Fall nicht selten war — zu sagen pflegte, daß er heute bei einer großen Standesperson zu Gaste gewesen wäre, hatte er kaum den ganzen Tag über ein Stük Brod gegessen. Damals stand zu Rennes, der Hauptstadt von Bretagne, eine ganz gute Garnison, worunter sich verschiedene Offiziere vom Regiment des Königs befanden, davon der Generallieutenant ein Gesconier war.

Unser Graf — von dem diese Erzählung handelt — dachte an weiter nichts, als täglich neue Bekanntschaften aufzusuchen, er war erfinderisch genug, beinah alle Tage gute Mahlzeiten zu halten, die ihm nichts kosteten, und verstand ein ganz eignes Geheimniß, daß er nicht genöthigt ward, nach so vielen genossenen Mahlzeiten seinen Freunden und Gönnern wieder eine zu geben.

Der vorher genannte Generallieutenant von Regiment des Königs hatte ihn öfters an seiner Tafel, wo er sich in den meisten Fällen ungebeten einfand. Seiner Zudringlichkeit und seines seltsamen Betragens überdrüssig, wollte er ihn aus dem Grunde kennen lernen. Dies machte nun eben keine große Mühe; denn er erfuhr überall, daß dieser Graf nichts weniger als das sey, dafür er sich ausgäbe. Er vermied von jezt an so viel als möglich, mit ihm auf irgend eine Art zusammen zu kommen. Der angebliche Graf bemerkte dies sehr bald, und suchte daher die Ursache zu entdekken, warum der Offizier ihn jezt so kalt behandelte. Er wagte es nun nicht weiter, sich um Essenszeit bei ihm einzustellen, und er that auch sehr wohl daran, weil der Andere durchaus keine Schmarotzer leiden konnte.

Indessen mußten doch der Hund und der Wolf — wie man zu sagen pflegt — einmal einander treffen. Sie stießen beinah Nase an Nase, Kopf an Kopf, und begegne-

ten sich in einer engen Gasse, so daß sie nicht ausweichen konnten. Daß sie sich erkannten, versteht sich von selbst.

Herr General — sagte der Graf — wie bin ich so glüklich, daß ich sie in diesem Quartier antreffe?

Bei meiner Treu — antwortete der General ziemlich kalt — das weiß ich wahrlich nicht. Ich komme eben vom Spaziergang, und habe mir eine Motion gemacht, um desto bessern Appetit zu bekommen. Meinen Zwek habe ich in so weit erreicht, denn ich habe einen rechten Heißhunger, und werde mich mit meinen Zähnen und Kinnbakken tapfer herumschlagen.

Herr General — sagte der Graf, indem er glaubte, daß dieser seinen Antrag gewiß ausschlagen würde — wir sind etwan hundert Schritte von meiner Wohnung entfernt, da würde ich sie wohl ersuchen, daß sie mir die Ehre anthun möchten, bei mir mit einer geringen Mahlzeit vorlieb zu nehmen; alles was ich habe, stehet ihnen da zu Gebot.

Nöthigen sie mich nicht gar zu sehr — sagte der General, welcher den Windbeutel kannte, und über seine Dreustigkeit innerlich lachte, doch wollte er ein Weilchen seinen Spaß mit ihm haben — denn ich bin müde, und habe einen gewaltigen Hunger, daß ich sie wohl beim Wort fassen könnte; allein ich mag ihnen nicht beschwerlich fallen. Auf ein andermal will ich die Einladung annehmen.

Jezt konnte der Graf schweigen, und sich eine Beschimpfung ersparen, da er weder Haus, weder Diener, noch Magd, weder Geld noch Credit hatte. So aber schlug er gerade den entgegengesezten Weg ein, er bat den General noch einmal, ihm diese Gnade nicht abzuschlagen, als die erste und einzige, die er ihm in seinem Leben erwiesen.

Auf diese dringenden Bitten nahm endlich der General diese Einladung an, blos aus Neugierde, um zu sehen, wie weit der Graf die Unverschämtheit treiben würde. Der Graf ärgerte sich über die Einfalt des Generals, und wußte nicht, wie er sich aus diesem für ihn schlimmen Handel wikkeln sollte, und

that manches Stoßgebet an seinen Schuzpatron, daß er ihm nur diesmal helfen sollte.

Sie giengen beide. Nach langen Umwegen kamen sie endlich in eine verlorne Gasse, an ein kleines baufälliges Haus, mit niedriger Thüre, in eine ganz abgelegene Gegend der Stadt, wo niemand anders wohnte, als Bettler und Abentheurer. Er zog an einen Strang, woran zum Unglük keine hörbare Glokke war. Sie mußten über eine Viertelstunde vor dem Hause stehen, ehe jemand kam, der die Thüre öfnete. Endlich schien sich der Gräf zu besinnen, daß er den Hausschlüssel in der Tasche hätte. Er öfnete die Thüre, und fluchte auf die Bedienten, daß die Schlingel müßten eingeschlafen seyn, und daß er ihnen gleich die Hälse brechen wollte. Hierauf bat er den General, er möchte nur einen Augenblik an der Thüre warten, bis er seine Leute aufgewekt, und ihnen befohlen hätte, Kaminfeuer zu machen.

Der General hatte einen solchen Auftritt vermuthet, doch wünschte er doch das Ende der Szene mit anzusehen. Sie dauerte nicht

lange, allein sie war die lustigste, die man sich nur denken kann, vielleicht die allerlustigste in diesen komischen Erzählungen; und wenn sie auch wie die im Geschmak des Bocaz bis zum sechsten Bande anwachsen sollten.

Sobald der Graf, den wir mit Recht den Chevalier d' Industrie nennen können, ins Haus trat, war er auf nichts weniger bedacht, als dem General ein Abendessen zu geben, denn er hatte nicht so viel, sich selbst eine Suppe machen zu lassen. Er gieng hierauf allein die Treppe herauf in ein Zimmer, oder vielmehr in eine Bodenkammer, wo er aus Leibeskräften schrie: ihr Schlingels! Stekt Licht an! Wo hat euch der Teufel alle! Sie müssen besoffen seyn! Picarder, Champagner, Flamländer hört ihr denn nicht! Ist Niemand im ganzen Hause! ha! ha! Da habe ich einen erwischt! Du Spizbube sollst für die Uebrigen bezahlen.

Hierauf nahm der Graf einen Stok, und schlug auf einige alte Stühle, damit man glauben sollte, er prügelte einen aus. Er machte ganz unnachahmlich die Rolle des Don

Quichotte, als derselbe gegen die Windmühlen zu Felde zog.

Nun spielte er wieder die Rolle des Bedienten, der sich verantwortete, worauf aber der Herr gar nicht zu hören schien, sondern immer frisch darauf los schlug. Denn lief er wieder herunter an die Thüre und sagte:

Vergebung! tausendmal Vergebung! Herr General, ich möchte rasend werden, allein in einem Augenblik bin ich wieder da.

Indessen fiel ein kleiner Regen, welcher beinah das ganze Possenspiel verdorben hätte. Der General war an der Thüre der unfreundlichen Witterung ganz ausgesezt; der Graf bemerkte es und besorgte, daß die Komödie für ihn unangenehm ablaufen möchte, er änderte daher seinen Plan.

Mein Herr General — sagte er zu ihm, — ich stehe jederzeit zu ihren Diensten, und ich will sogleich meinen Fehler wieder gut machen. Kommen sie, wir wollen in die goldne Sonne gehen, man wird da königlich bedient, und sie sollen traktirt werden, als ein Prinz.

Kommen sie also hurtig — sagte der General — nehmen sie einen Mantel, denn es fängt stärker an zu regnen.

Ich bin gleich wieder bei ihnen — sagte der Graf.

Er gieng wieder in seinen Kefficht herein, nnd holte da ein Stük von Mantel heraus, der nicht nur abgetragen, sondern auch verschossen war. Er sagte zugleich zu einem angeblichen Bedienten, ob er keinen bessern in Bereitschaft und ausgeklopft hätte. Hol dich der Teufel! Sieh einmal, wie dieser Rok sizt! und die Perükke! Du Schlaraffengesicht!

Hierauf gab er sich selbst drei bis vier derbe Ohrfeigen, daß man es konnte klatschen hören. Da hast du deinen verdienten Lohn! Du Nichtswürdiger! — als wenn er auf den Bedienten schimpfte. Du besoffener Schweinigel du! — Jezt machte er wieder die Rolle des Bedienten, und fieng bitterlich zu heulen an.

Der General glaubte vor Lachen plazzen zu müssen bei einem solchen Possenspiel, und

er ward nun um so neugieriger, das Ende von dem ganzen Stük zu sehen und zu hören.

Haben' sie Barmherzigkeit — rief er dem Grafen zu — mit dem armen Schelm, er wird schon auf ein andermal klüger werden.

Nein, ich erwürge ihn — schrie der Graf — ich drehe dem Halunken den Hals um, der mich so beschimpft.

Der Graf wollte die nemliche Szene noch einmal wiederholen, allein der General sagte ihm geradezu, wenn er nicht gleich herunter käme, würde er allein gehen.

Der Graf kam endlich, stellte sich gewaltig aufgebracht über seine Bedienten, entschuldigte sich tausendmal bei dem General, und nachdem er die eine Schulter mit der Hälfte seines Mantels bedekt hatte, giengen sie erst durch die halbe Stadt, und da es immer stärker regnete, wurden sie durch und durch naß.

In diesem schönen Aufzuge kamen sie endlich in der goldnen Sonne an. Der General war fürchterlich böse auf den Grafen, doch ließ er sich nichts merken, er wollte doch das Ende von dieser Farce abwarten.

Der Graf gieng zuerst in das Gasthaus, verlangte sogleich ein eignes Zimmer und ein gutes Kaminfeuer; denn sie hatten es alle beide nöthig, sich zu troknen. Hierauf gieng er in die Küche, und verlangte ein gutes Abendbrod.

Damit kann ich nicht dienen — sagte der Wirth ziemlich bitter, indem er den Zeisig bereits kannte — es ist gar nichts da, womit ich heute aufwarten könnte. Eine Gesellschaft Offiziere, die hier in diesem Saal sind, haben alles bestellt, so daß für uns selbst nichts übrig geblieben ist.

So grob und bestimmt auch dies Kompliment war, wurde unser Graf dadurch doch nicht zurükgeschrekt. Er war einmal an dergleichen Höflichkeiten gewöhnt, und da er immer eine große Gegenwart des Geistes beizubehalten wußte, glaubte er, diese gute Gelegenheit benuzzen zu müssen. Denn als er bemerkte, daß man im Saal eine große Tafel gedekt, und hörte, daß Offiziere vom Regiment des Königs hier speisen würden, so sagte er, man sollte noch zwei Couverts dazu

legen, und ließ durch einen Markeur in den Saal hereinsagen, daß ihr General mit einem Freunde die Gesellschaft vermehren würden. Darüber waren die Offiziere froh, weil sie gern einmal gewünscht, daß sie sich mit dem General unterhalten könnten.

Der Graf sprach hierauf wieder mit dem General, daß er kein eignes Zimmer bekommen könnte, er müßte es sich daher schon gefallen lassen, in Gesellschaft zu speisen. Das ist ja vortreflich, sagte der General, ich weiß, daß ein Hauptmann, der erst heute eine Compagnie bekommen, eben deswegen den Ofizieren eine Mahlzeit giebt.

Der General gieng in den Speisesaal, machte sein Kompliment. Alle sezten sich zu Tische, der Graf nahm nicht den besten Plaz ein, und dankte dem Himmel, daß er ihn aus einem so schlimmen Handel gezogen.

Man saß lange bei Tische, und trank viel, der Graf trank mehr als er vertragen konnte, und wurde ordentlich benebelt, schlief zulezt bei Tische ein. Als der General sah, daß er sich in diesem Zustande befand, freute

er sich herzlich, indem er nun die eben gespielte Komödie der Gesellschaft zum besten gab, und erzählte, wie viele verschiedene Rollen er seit zwei Stunden gespielt habe. So wie ein neuer Auftritt kam, wurde aus vollem Halse gelacht.

Der Graf wachte indessen aus seinem Schlummer auf, und hörte, daß man sich über ihn lustig machte. Er stellte sich aber immer, als wenn er fort schliefe, um alles zu hören, was man schönes von ihm sagte. Jezt wollte er mit dem General Händel anfangen, weil er aber bedachte, daß er nicht stark genug wäre, wagte er es diesen Abend nicht, sondern verschob es lieber bis zum folgenden Tag.

Zufälliger weise mußten sie sich den andern Tag in einer Gasse begegnen. Der Graf redete ihn an, und sagte: Ich muß mit in ihre Wohnung gehen Herr General, weil ich ihnen etwas von der äußersten Wichtigkeit zu sagen habe.

Das lasse ich mir gefallen — sagte der General — nur müssen sie sich etwas kurz

expediren, weil ich keine Zeit habe, mich mit ihnen so lange abzugeben, als gestern.

Unsere Sachen sind bald abgemacht — sagte der Graf — sie haben mich gestern in honetter Gesellschaft beleidigt. Sie sind ein eingebildeter Gek, und damit gab er ihm eine Ohrfeige. Marsch, wir müssen uns schlagen.

So bald der General den Schlag weg hatte, zog er seinen Degen, und gieng auf den Grafen los. Es gieng auf den Stich, sie fochten wie die Löwen. Beide bekamen Wunden, wurden aber noch zum Glük zur rechten Zeit von den Bedienten des Generals auseinander gebracht.

Der Kommandant hörte von dem Vorfall, den man für einen Duell ausgab. Beide wurden arretirt, und ihnen auf Befehl des Hofes der Prozeß gemacht. Sie wurden nach einiger Zeit curirt, allein nach der gefällten Sentenz sollten sie alle beide den Kopf verlieren.

Dieser merkwürdigen Angelegenheit wegen, wollte der Chevalier von Lothringen zum Könige gehen. Er erzählte dem Könige die Geschichte gerade so, wie sie meine Leser be-

reits wissen. Der ganze Vorfall wurde für ein bloßes Rencontre, nicht für einen Duell gehalten, er erlangte sehr bald für beide Gnade die dabei interessirten Theile blieben ihm zeitlebens dafür dankbar.

Siebenzehnte Erzählung.

Der Sohn eines Unterpächters der Lebensbedürfnisse für die Armeen in Flandern und Deutschland, läßt sich Dinge zu Schulden kommen, die unverzeihlich sind.

Von jeher haben die Pariser diejenigen, welche aus ihren Provinzialstädten nie herausgekommen sind, entweder für ganz unschuldige Kreaturen oder für wahre Einfaltspinsel gehalten; daher man ihnen mit Recht den Titel Tropf, armen Wight — Badeut — zum Ekelnamen gegeben, den sie auch noch immer bis zur Revolution behalten haben.

Der Sohn eines Bekkers dieser großen Stadt war bereits zwei bis drei und zwanzig Jahr alt, und wollte immer nicht die Profession seines Vaters erlernen, weil sie ihm zu ekelhaft war. Er hatte nemlich eine Lieferung

an

an Brod für die Armeen in Flandern und Deutschland übernommen, in der Erwartung, daß er in kurzer Zeit ein großes Vermögen zusammen bringen würde. Er liebte Ruhe und Bequemlichkeit im höchsten Grad; doch konnte er dazu auf dem gewöhnlichen Wege nicht sobald gelangen, denn er hatte noch zwei Brüder, und zum Vermögen seiner Eltern konnte er nicht eher gelangen, als bis Vater und Mutter aus diesem in ein ander Leben übergegangen waren.

Beide Brüder waren weit jünger als er, hatten aber bereits etwas Bestimmtes erwählt, um davon ihr Unterkommen zu haben. Der eine war bei einem Goldschmid in der Lehre, und der andere Schreiber bei einem Advokaten, wo er die Chikanen meisterhaft lernte, in der Erwartung, daß er mit der Zeit ein eben so geschikter Advokat werden würde, als sein Meister.

Nach Verlauf von einigen Jahren erreichten beide junge Leute ihre Wünsche, zur grossen Zufriedenheit ihrer Familie. Der erste als Goldschmid ward Meister, und eröfnete

einen Laden; der zweite bekam eine Prokuratorstelle, wozu ihm sein Vater beförderlich war. Es blieb nur noch der Aelteste übrig, der, so wie ein Esel zwischen gleich lachenden und fetten Wiesen verhungert, nicht wußte, was er anfangen, oder welche Parthei er ergreifen sollte. Er fand die Küche seines Vaters ganz vortreflich, und das Amt eines Faullenzers sehr behaglich.

Vater und Mutter waren außer sich, da sie sahen, daß aus dem Jungen nichts werden wollte, und zweifelten, ob er je ein rechtschafener Kerl werden würde. Die guten Alten stellten diesem ungerathenen Sohn dies öfters in aller Güte vor, allein er ward dadurch nicht besser, schloß sich auf seine Stube ein, heulte da als eine alte Kuh, ohne daß man ihn zufrieden stellen konnte.

Die guten Leute hätten den jungen Menschen in S. Lazarus, oder im Irrenhause auf zeitlebens sollen einsperren lassen, da würde er den Lohn bekommen haben, den er verdiente. Allein ungeachtet seiner Einfalt liebten sie ihn, und baten ihn, öfters seine Brüder

zu besuchen, die ihn freundschaftlich behandelten, sobald er in ihrer Gesellschaft war.

Vater und Mutter betrübten sich sehr über das, was sie von den seltsamen Streichen dieses Originals hörten, und glaubten, daß sie dadurch seinen Karakter ändern könnten, wenn sie ihre Liebkosungen verdoppelten, und ihm mehr an Gelde gaben, als sie je gethan hatten. Sie sezten ihm nemlich wöchentlich einen Thaler zu seinen kleinen Vergnügungen aus. Oft nahm ihn sein Vater des Sonntags vors Thor, wo sie erst im Garten oder andern Lustörtern zusammen waren, und dann in ein Weinhaus giengen und eine Flasche mit einander tranken. Kurz der Vater that alles, um das Gehirn eines der größten Narren aufzuheitern.

Unser Pinsel liebte die Arten von Vergnügungen ausnehmend, und wenn er alle Sachen so gut gewußt hätte, als wie es anzufangen wäre, eine Flasche Wein auszuleeren, konnte er einer der größten Doktoren in Paris werden. Allein er verstand sich auf

weiter nichts, als auf ein Glas Wein zu trinken, und alle seine Wissenschaften waren blos auf diese einzige eingeschränkt.

Einmal gieng er mit seinem Vater in den schönen Garten bei Villette, der auf der Straße von Saint Danis liegt, und für Paris ein wahres Fauxboury ist. Hier tranken sie eine Flasche Wein mit einander und der Vater sagte zum Sohn in einem freundschaftlichen Ton:

Mein Sohn, ich liebe dich so, daß ich darüber meine eigne Frau, meine Freunde und meine kleinen Vergnügungen vernachlässige, um nur blos allein in deiner Gesellschaft zu seyn. Allein das betrübt mich, daß du so wenig meine Wünsche zu erfüllen suchst, und da ich mich am Rande meines Grabes befinde, du mir den Trost abschlägst, ein ordentliches Geschäft zu erwählen, wobei du dich ehrlich nähren kannst, so wie deine Brüder gethan haben, mit denen ich vollkommen zufrieden bin. Weil du so wenig darauf bedacht bist, meinen Plan zu erfüllen, so wirst du dadurch mein Ende beschleunigen — fuhr

er fort, indem ihm einige Thränen entfielen — und du wirst zugleich Schuld am Tod deiner armen Mutter seyn, welche sich jezt schon abhärmt, weil du dich zu gar nichts entschliessen willst.

Aber mein Vater — sagte dies Kraftgenie, da er den guten, alten ehrlichen Mann weinen sah — was soll ich machen. Sagen sie es nur, wie soll ich es anfangen, aber weinen müssen sie nicht, denn das geht mir durch Mark und Bein. Soll ich werden ein Schuhflikker, oder ein Schuster, oder ein Tischer, oder ein Apotheker, oder ein Stallmeister, oder ein Doktor. Kurz sagen sie mir nur, was ich werden soll, ich werde es gleich, blos aus Liebe zu ihnen.

Nein — sagte der gute alte Vater, indem er seine Thränen troknete — ich will nicht deine Neigungen zwingen; aber wähle dir von allen Künsten und Handwerken, das, was dir am besten gefällt, und entschließe dich zu irgend etwas. Ich gebe dir mein Wort, vor Gott, der uns hört, daß ich dir alsdann nach einer Verabredung mit deiner Mutter,

noch einmal so viel bei der Lehre ausfezze und eben so viel, wenn du dich in der Folge besezt. Jeder von ihnen hat bei seiner Etablirung zehntausend Livres erhalten, und du würdest alsdann für dich ganz allein zwanzigtausend bekommen.

Solche süße Worte klangen sehr schön in die Ohren dieses Originals. Er gab seinem Vater die heilige Versicherung, daß er nach acht Tagen sich gewiß entschließen würde, was er zu ergreifen willens wäre, um ihn so wohl als seine Mutter in der Art zu beruhigen. Er bäte sich diesem Aufschub nur deswegen aus, um Zeit zu gewinnen, über die Wahl selbst sich zu entschließen. Während der Zeit wolle er nemlich Paris in der Nähe beobachten, was ihm in Absicht seiner Neigung und seines Geschmaks wohl am besten gefiele, und dann wollte er ihm an dem nemlichen Ort zu der bestimmten Zeit seinen Entschluß insgeheim melden.

Der Vater freuete sich ausnehmend, als er seinen Sohn so vernünftig sprechen hörte, er umarmte ihn zärtlich, und schenkte ihm

acht Thaler, um sich binnen den acht Tagen lustig zu machen, da er bekanntlich die Werkstätten und Künstler in Paris besuchen wollte.

Gleich den andern Tag gieng der Tropf mit seinem geschikten Geldbeutelchen auf dem Wall Fauxboury Saint Antoine spazieren, wo verschiedene Rekruten von einem Sergenten exercirt würden. Er hatte sein Vergnügen an dieser Art von Beschäftigung, und wollte schon nach Hause laufen zu seinem Vater und ihm sagen, daß er nichts anders werden wollte, als ein Soldat. Denn indem er den Sergenten kommandiren hörte: Musketiers gebt Achtung! so glaubte er, daß diese Musketiers von der königlichen Garde wären, welche außerordentliche Vorzüge vor den übrigen Soldaten haben; als er aber sah, daß zwei von den Soldaten derbe Stokprügel bekamen, weil sie nicht genau auf das Kommando gehört, verließ er ziemlich misvergnügt diesen Ort.

Er gieng von hier nach der Straße S. Antoine wo er beim Eingang einer Werkstätte lange stand, und zusah, wie einige Burschen

arbeiteten, und allerlei Sachen machten, die ihm recht wohl gefielen. Einige machten Dosen, andere Büchsen, andere Kegel und wieder andere Kugeln. Er erkundigte sich, wie man diese Profession nenne, und hörte es wäre ein Drechsler. Ich bedanke mich, sagte er, es ist ganz artig. Er gieng hierauf weiter.

Gegenüber wohnte ein Hufschmid, vor dessen Thüre drei bis vier Pferde standen, die man eben beschlagen wollte. Um diese Leute arbeiten zu sehen, gieng er zwei Schritte weiter in ein gut Cabaret, wo die Markeurs aus einem Zimmer in das andere giengen, um ihre Gäste zu bedienen. Er gieng ebenfalls herein, um zu frühstükken und forderte eine Flasche Wein, indessen er genau Achtung gab, was in diesem Cabaret vorgieng. Mit Vergnügen bemerkte er, daß beinah ein jeder von den Gästen den Markeurs etwas zu trinken gab, und wenn sie weggiengen, und ihre Rechnung bezahlten, die meisten diesen Markeurs noch ein kleines Trinkgeld gaben.

Alle Augenblikke etwas zu trinken zu bekommen — sagte er vor sich — das ist wahrlich nicht übel. Der Herr bekömmt seine Zeche bezahlt und — der Diener noch ein Trinkgeld, das ist ganz gut. Ein solches Metier gefällt mir sehr wohl. Er bemerkte es daher in seiner Tafel mit zwei Sternen, da der Drechsler nur einen und der Musketier gar keinen bekommen hatte, weil er die Schläge nicht leiden konnte. Auch gefiel ihm der Hufschmid nicht, so viel er ihn bei seinem Frühstük bemerken konnte, vornemlich da er sah, daß eins von den Pferden so gewaltig hintenausgeschlagen und mit dem Fuß dem einen Schmidsknecht vor den Leib getroffen hatte, daß er einige Schritte weit fortgeschleudert wurde.

Nachdem er sein Frühstük mit zwanzig Sols bezahlt hatte, verließ er das Cabaret und gieng schräg gegenüber in eine Schusterbude, wo er sich aber nur wenige Augenblikke verweilte, da er sah, daß ein Schusterjunge mit dem Knieriemen ein halb Duzzend Schläge bekam, weil er einen Hakken am

Schuh roth gefärbt, da er doch hätte weiß seyn sollen. Er verfluchte eine solche Profession zu allen Teufeln und gieng weiter.

Als er auf die Pont = Marie kam, sah er einen Zahndoktor mit einem Harlekin in einer Bude spielen und allerlei Taschenspielerkünste machen. Er belustigte sich damit bis an den Mittag, und er würde vielleicht noch länger ihre Possen mit großem Vergnügen angesehen haben, wenn er nicht von einem, der bei ihm in der Nähe stand, hätte sagen gehört, daß alle diese Mühe, welche diese Leute sich gäben, blos darum geschähe, um das Volk zu belustigen und ihm das Geld abzunehmen. Durch diese Nachricht bekam er eine schlechte Meinung von ihrem Metier. Vornemlich da er sah, daß der Zahnarzt einem armen Menschen, der ganz erbärmlich schrie, einen Zahn ausreissen wollte, eilte er in das nächste Cabaret, das sich da in der Gegend fand, den Mittag zu essen, indem er nicht gern ehe nach Hause gehen wollte, als bis sein Thaler verzehrt war. So machte er es auch die noch

übrigen Tage, die zu solchen Erkundigungen bestimmt waren.

Den Nachmittag gieng er über die Brükke de la Tournelle, sah hier verschiedene Fahrzeuge mit Kaufmannswaaren beladen, theils abgehen, theils ankommen. Er sah ein paar Stunden mit vielem Vergnügen zu, und gieng hierauf weiter, ohne daß ihm eben etwas Merkwürdiges aufgestoßen wäre. Endlich kam er an das Ende der Pont = neuf, wo er einen großen vermischten Haufen aus allen Ständen erblikte, welche beschäftigt waren, einen Marionettenspieler, den Nachfolger des berühmten Brioche anzustaunen, welcher alle kleine Komödien den Müßiggängern und Faulenzern gratis gab.

Unser Gehirn würde dabei gewis ins Gedränge kommen; unser Held blieb aber da bis es Abend wurde, er belustigte sich ungemein an alle den schönen Sachen, die er dazu schon bekam. Und weil er den Mittag einen etwas salzigen Schinken gegessen hatte, wollte er ein Glas Brantwein trinken, wofür man hier einen Livres bezahlte. Allein wie er-

schrokken war er nicht, da er bezahlen wollte, und weder seinen Geldbeutel, noch sein Taschenbusch fand.

Er sagte zu der Frau, von der er das Glas Likeur genommen, daß er so unglüklich gewesen wäre, und sein Geld verloren hätte, da er das Marionettenspiel mit angesehen, oder welches er noch mehr vermuthe, daß es ihm wäre gestohlen worden.

Sie sind nicht der erste, den dies begegnet, — sagte sie — allein ich muß mein Glas Likeur bezahlt haben. In diesem Augenblik nahm sie ihm den Hut weg. Der arme Tölpel lief weinend nach Hause zu seinem Vater, und klagte ihm sein Unglük. Der Vater wollte gern das Geld verlieren, wenn nur der Sohn seinem Entschluß treu bliebe. Er tröstete ihn, so gut als er konnte, indem er ihm einen ganz neuen Hut schenkte, der weit besser war, als der erste, und gab ihm aufs neue acht Thaler, so daß er nicht den mindesten Schaden hatte. Er machte mit diesem Gelde keinen bessern Gebrauch, indem er acht Tage lang tausend Thorheiten begieng, die

hier unmöglich alle nach der Reihe erzählt werden können; doch können wir unmöglich unterlassen, zwei davon anzuführen, welche zugleich den Schluß dieser Erzählung ausmachen.

Die acht Tage waren nun aber auch verflossen. Der Vater fragte den Sohn am Sonntag Morgen, ob er Lust hätte, mit ihm nach Villette zu gehen, wie er ihm versprochen, um ihm dann zu sagen, ob er sich zu irgend einem Geschäft entschlossen hätte.

Ja — sagte er — mein Vater, und ich hoffe, daß sie diesmal mit mir zufrieden seyn werden, so wie meine Mutter mit meinem Gehorsam.

Der gute Mann freute sich schon im Geist, daß er endlich diesen Taugenichts gebessert hätte, und schrieb seinem sanften und freundschaftlichen Betragen diesen guten Erfolg zu.

Endlich — sagte er — lieber Vater, endlich bin ich auf zwei Handwerke gefallen, ohne daß ich recht weiß, welches von beiden ich ergreifen soll. Das erste, wozu ich mich entschlossen habe, ist, ich möchte gern ein

Schenkwirth werden, das Geschäft ist lustig und unterhaltend. Zum zweiten ein Kantor, welches mir ebenfalls sehr wohl gefällt.

Nun — versezte der Vater — da bin ich denn mit deinem Betragen sehr wohl zufrieden, und weil du mir zwischen beiden die Wahl überläßt, so würde ich für den Kantor stimmen.

Ich auch — sagte er — mein Vater. Wenn ich noch an die Vesper denke, wo ich sie blos deswegen habe mitgenommen, damit sie alles recht genau sehen sollen; ich möchte beinah lachen, wenn ich daran denke, daß ich vielleicht in acht Tagen eben so gebrüstet da stehe, wie alle diese Leute, dessen Kupfergesicht ein zu deutlicher Beweis ist, daß sie nicht oft nüchtern werden.

Ich weiß nicht — versezte der Vater — was du mit deinem Brüsten sagen willst.

Haben sie noch keinen Vesperkantor gesehen — sagte der Sohn — hat er nicht einen doppelten Rang in dem Chor der Kirche Notre Dame?

In Wahrheit — erwiederte der Vater, der sich ungeachtet des Aergers kaum des Lachens enthalten konnte — du hast vollkommen recht — du hast recht. Allein vor diesmal hast du deinen Verstand verloren, armes Kind, wie du nennest diese Herren, diese Domherren, welche Standespersonen sind, Kantores.

Ja das ist wohl unstreitig — sagte der Sohn — denn wenn man einmal eine Waare zu verkaufen hat, so muß man doch den Verkäufer darnach nennen. Bei meiner Ehre, wenn ihnen dies Metier nicht gefällt, so gefällt es mir desto besser.

Mein lieber Sohn — sagte der Vater mit vieler Laune — du mußt ein Schenkwirth werden, da stehest du auf deinem rechten Posten. Jezt ist das Osterfest vor der Thüre, so bald dies vorbei ist, will ich dich etabliren. Ich werde für dich ein Haus mit einer Weinschenkgerechtigkeit miethen, und dir die besten Weinsorten anschaffen, die man nur in Frankreich finden kann.

Der Sohn war sehr zufrieden mit dem Anerbieten seines Vaters, und der Vater

dachte jezt ernstlicher daran als jemals, ihm nun auch eine Frau zu verschaffen, die etwas mehr Verstand hätte als er. Indem er nicht ohne Ursache besorgte, daß aller Wein, den er zum Handel bekäme, zu Wasser werden würde. Allein selbst in Absicht einer schiklichen Ehegenossin, war die Sache sehr delikat, denn weder ein Mädchen, noch eine Frau wollten Umgang und Bekanntschaft mit einem solchen Stoknarren haben, als wie dieser in so vieler Absicht war.

Der tollste Streich, den er unter allen begieng, der ihm aber am ersten zu verzeihen war, geschah in der Kirche Notre Dame mitten unter der Vesper, und krönte gleichsam seine Laufbahn, einfältigen Andenkens. Sein Vater hatte ihm noch ein paar Thaler zu seinen kleinen Vergnügungen geschenkt. Er wendete dies Geld zu Näschereien an, vornemlich kaufte er sich Pfeffer- oder so genannten Honigkuchen, der außerordentlich schön wär, aber eben deswegen, weil er ihn in einer großen Menge zu sich nahm, den Durch-

fall

fall verursachte. Er hatte daher die Ungemächlichkeit, daß er alle halbe Stunden die Hosen einmal s. v. abziehen mußte.

Am heil. Osterabend, als sein Vater eben die Zeitung las, war unter andern auch ein Artikel darin, welcher dessen ganze Aufmerksamkeit erregte. Es wurde darin erzählt, daß seines Nachbars Sohn, den er noch als einen jungen Burschen gekannt, dem Feinde eine Standarte abgenommen, deshalb er vom Kö, nig zum Hauptmann mit einer Kompagnie wäre ernannt worden.

Wie muß sich da der gute Vater freuen — sagte der ehrliche Bekker — wenn man von seinen Kindern so ehrenvoll spricht, wenn jedermann mit Vergnügen von ihren Großthaten sich unterhält. Ich werde und kann nie ein ähnliches Vergnügen haben, und nie so glüklich seyn, daß einer von meinen Söhnen sich auf irgend eine Art besonders hervorthut.

Den andern Tag war der erste heil. Ostertag. Nachdem der älteste Sohn die Kanto-

res in der Kirche Notre Dame so sehr nach seinem Geschmak gefunden, gieng selten ein Feiertag vorüber, wo er nicht sich da einfinden sollte. Er wußte, daß an diesem hohen Festtage viele Ceremonien geschahen, indem der Erzbischof selbst das heil. Officium verrichtete, alles Beweggrund genug, daß er sich so früh als möglich daselbst einfand, um nichts zu versäumen. Er wußte sich auch im Gedränge des Volks auf das Chor hineinzuschleichen, weil es an einem solchen Tage wirklich schwer hielt, einen guten Plaz zu bekommen.

Auf die Art hatte er denn das Vergnügen, die Domherren von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die schöne Musik zu hören, von der er ganz bezaubert ward. Aber zu seinem allergrößten Unglük mußte gerade in dem Augenblik, als das Magnificat angestimmt ward, etwas ankommen. Er hätte so gern seine Hosen herunter gezogen, allein es war eine Unmöglichkeit durch die Menge des Volkes durchzukommen, und seine natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen.

Der Drang wurde immer heftiger, doch hielt er aus Ehrfurcht vor dem heiligen Ort an sich. Doch die Natur wollte sich zulezt weiter keine Schranken sezzen lassen, sondern suchte selbst einen Ausweg in den Hosen zu finden. Nach dieser Erleichterung mußte er die Bürde in den Hosen tragen, verbreitete aber zugleich um sich her einen so unerträglichen Gestank, daß alle Umstehende es nur zu bald gewahr wurden. Denn unerachtet des Weirauchs, den die Chorknaben unaufhörlich in die Rauchfässer warfen, wurde doch die Luft mit diesem pestilenzialischen Geruch infiscirt. Es war beinah nicht mehr zum Aushalten.

Zu seinem größten Unglük stand einer von den Kirchknechten ihm zur Seite, welcher nicht so bald diesen Geruch, der von Muscus und Ambra sehr verschieden war, gespürt, als er diesen Menschen augenbliklich beim Arm nahm, und ihn durch die Menge durchführte. Um sich mehr Plaz zu verschaffen, rief er bei jedem Schritt, den er that: Meine Her-

ren und Damen, nehmen sie eine Prise Tabak und ein Riechbüchschen vor die Nase, indem ich den größten Schweinigel, den je die Erde getragen, vorbeiführen muß.

Ich muß bemerken, daß der Kirchknecht oder Unterküster einen silbernen Stab in der Hand hatte, und diesen armen Bösdsinnigen gleichsam als Ceremonienmeister durch die Kirche führte. Im Grunde war dies nicht nöthig, denn er rief selbst genug den Umstehenden zu, daß sie ihre Nase zuhalten sollten, ob man ihn gleich weit genug riechen konnte. Als er so bis an die Kirchenthüre gebracht worden, sagte der Kirchenknecht zu ihm: Geh zu allen Teufeln du Schweinigel, daß ich dich nicht wieder zu sehen bekomme!

Der Einfaltspinsel war froh, daß er auf eine so gute Art weggekommen war, gieng nach Hause, und zog sich vom Kopf bis zu den Füssen anders an. Bei Tische gab er diese Geschichte seinem Vater zum Desert. Er wollte ihm auf die Art begreiflich machen, daß er der Sohn von dem großen Tölpel sey, den die Erde hervorgebracht.

Sie sagten doch gestern, wenn ich nicht irre, mein Vater — sagte er zu ihm — da sie die Zeitung lasen, daß der Sohn ihres Nachbars sich bei der Armee so hervorgethan habe, und daß nun Jedermann von ihm spräche, daß sie aber das Glük an ihren Kindern nicht hätten. Das ist freilich viel; allein ich glaube immer, daß ich auch bald in der Zeitung stehen werde, denn selten ist einem so viel Ehre wiederfahren, als mir heute am ersten heiligen Osterfeiertage in der Kirche Notre Dame.

Hierauf erzählte er äußerst naiv seine kleine saubere Begebenheit; mit welcher Ehrfurcht alle diese Leute aufgestanden wären, sobald sie den Kirchknecht erblikt, der ihn bis an die Thüre gebracht.

Sein Vater, seine Mutter und seine Brüder konnten freilich sich des Lachens nicht enthalten, so traurig und betrübt im Ganzen genommen für sie diese Geschichte war. Sie nahmen sich noch denselben Tag vor, da sie sahen, daß bei diesem Menschen alle Besserung verloren sey, und daß er auch nicht ei-

nen Gran gesunden Verstand mehr habe, ihn auf eine andere Art zu versorgen.

Sie beschlossen nemlich noch diesen Abend, nachdem sie ihn hatten zu Bette geschikt, daß für diesen ihren ältesten Sohn an gar kein Etablissement weiter zu denken sey, weil man nicht wagen dürfte, ihm auch das mindeste anzuvertrauen. Tausend würden ihn in jedem Fall betrügen, seine Simplizität, Unschuld und Einfalt benuzzen, und am Ende würde er ein Bettler werden.

Sie verabredeten daher mit einander, sie wollten ihr ganzes Vermögen unter ihre beiden jüngsten Söhne dergestalt theilen, daß blos zweitausend Thaler für den Aeltesten übrig blieben, die sie auf Leibrenten sezzen wollten, daß er jährlich dreihundert Livres zu verzehren hätte. Dabei wollten sie noch die Vorsicht gebrauchen, daß er selbst dies Geld nicht in die Hände bekäme, sondern nach und nach zu seinen Bedürfnissen es Theilweise erhielt.

Bei den Carmelitern ohne Hosen ward das Geld hingegeben, und darüber die nöthige

Verschreibung gemacht, er selbst der Blödsinnige aus dem väterlichen Hause in Pension gegeben. Die Eltern waren beruhigt, nachdem sie sich diese unnüzze Bürde vom Halse geschafe hatten.

Achtzehnte Erzählung.

Merkwürdiger Diebstahl in dem Hause eines reichen Generalpächters, und die traurigen Folgen desselben.

Treue und Ehrlichkeit stehen im gegenwärtigen Zeitalter bei uns nicht im besten Credit, man muß beinah gegen Jedermann ein Mißtrauen äußern. Jeder, der bei uns als Fremder ins Haus tritt, erregt auch schon Verdacht. Man prüft ihn, man siehet ihn starr an, man giebt genau Achtung auf seine Hände, kurz man trauet ihm nicht, weil man ihn nicht kennet.

Himmel! Wo sind die goldnen Zeiten geblieben, da in dem alten Lacedämon die Stadtthore Tag und Nacht ohne Wachen aufblieben, und wo die Fremden in ein jedes Haus frei und ungehindert gehen konnten, ohne besorgen zu dürfen, daß man sie genau examiniren

würde. Ja es stand ihnen sogar frei, sich alles das zu nehmen und auszubitten, was ihnen gefiel, als wenn sie in ihrem Vaterlande und zu Hause gewesen wären.

Hieraus sehen wir, daß sich die Bosheit der Menschen in vielen Stükken vermehrt, anstatt daß sie sich vermindern sollte, und wir müssen den Himmel ernstlich bitten, daß er seinen Zorn von uns armen Menschen abwenden wolle.

Es macht uns aber das gegenwärtige Zeitalter auch aufmerksam, daß man ehrliche Leute von Betrügern unterscheiden lernt. Indessen wird man doch leider betrogen. Der Schein trügt. Wir können Einen für einen sehr ehrlichen Menschen halten, und morgen erfahren wir, daß er der grösste Bösewicht ist. Einen andern halten wir für unsern vertrautesten, redlichsten Freund, und aus den Folgen sehen wir, daß er eigentlich unser Feind und Verfolger war. Der angebliche Beschüzzer der Witwen und der Waisen ist öfters ihr grösster Tirann und Unterdrükker. Mit

einem Wort, das Böse überwiegt das Gute in der Welt.

Einen solchen Saz zu behaupten, wird mancher sagen, ist ganz gut, man muß ihn aber auch beweisen. Der Einfall ist ziemlich wizzig, und verdient alle Beherzigung. Mir kommt es aber blos zu, gewisse Thatsachen des Zeitalters zu erzählen, die ein Jeder nach Stand und Würden benuzzen oder nicht benuzzen wird.

Das Beispiel soll zum Muster dienen, nicht blos den Lehrlingen, sondern selbst den Meistern, um sie gegen alle Arten von Versuchungen in Zaum und Ordnung zu halten.

Ein berühmter Schlösser in Paris, der Sohn eines Meisters, etwan funfzig Jahr alt, und in seiner Gemeinheit sehr geschäzt, war von der Leidenschaft Geiz ganz besessen. Er häufte Thaler auf Thaler, wie er sie nur immer bekommen konnte, wenn es auch auf Unkosten anderer geschehen sollte. Er sezte sich in den Kopf, daß er das Zutrauen so vieler tausend Menschen, die ihn gebrauchten, benuzzen müßte, indem er die meisten, die seine

Dienste gebrauchten, listig bestahl, und immer ohne entdekt zu werden durchkam.

Seine Profession gab ihm Mittel genug an die Hand, nicht nur in die geheimsten Kabinetter zu kommen, ja sogar an die verborgensten Oerter, die den Augen der meisten Menschen entzogen werden können, und auch sogar in die Geldkasten der größten Geizhälse. Ein solches Privilegium muß man freilich benuzzen, wenn man es ohne sein Gewissen und seine Ehre zu verlieren, benuzzen kann. Aus der folgenden Erzählung werden wir sehen, wie unser Schlösser sein glükliches Talent benuzte.

Ein bekannter königl. Generalpächter, ein Mann von geprüfter Redlichkeit, so selten man diese bei seinem Stande anzutreffen pflegt, und der sehr reich war, hatte eine zahlreiche Familie. Da er mehrere Häuser in der Stadt und Landhäuser auf seinen Gütern hatte, fand er ein besonders Vergnügen daran, viele Künstler und Arbeitsleute stets zu beschäftigen. Er ließ niederreißen und wieder aufbauen, er verschönerte seine Häuser, seine Schlösser und

seine Gärten, um die edle Pflicht auszuüben, recht vielen Menschen Gelegenheit zu geben, Brod zu verdienen. Eine vortrefliche Beschäftigung eines Pächters.

Unter den Handwerksleuten, denen er gern Arbeit und Beschäftigung gab, war auch ein gewisser Meister Martin, ein sehr geschikter Schlosser seiner Profession. Derselbe war vordem Bedienter bei des Generalpächters Grosvater gewesen — dieser war als Präsident beim Parlament in Paris gestorben — wurde auf Kosten seines Herrn bei einem Schlosser in die Lehre gegeben, dann ließ er ihn nach einigen Jahren Meister werden, und sorgte dafür, daß er vortheilhaft verheirathet wurde. Er verschafte ihm auch gute Kunden, daß er einige Jahre hintereinander so viele Arbeit hatte, daß er in kurzer Zeit in seinem Verhältniß ein reicher Mann wurde.

Der Präsident starb, und vermachte ihm noch außerdem zweitausend Thaler, damit er sein Glük recht befestigen wollte — der Generalpächter folgte dem Beispiel seines Grosvaters — sein Vater war frühzeitig gestor-

ben — und gab ebenfalls diesem alten treuen Diener Arbeit, oder vielmehr alle Arbeit, die in seinem Hause vorfiel. Ja, er ließ öfters Sachen machen, die eben nicht nothwendig waren, als eiserne Gitter, eiserne Treppengeländer, und viele andere Schlösser waren, die allenfalls noch aufgeschoben werden, oder ganz unterbleiben konnten, blos um diesem Mann hinreichende Arbeit zu geben.

Auf die Art kannte dieser Schlösser alle Häuser seines Herrn des Generalpächters seit vielen Jahren ganz genau. Es verstehet sich von selbst, daß Niemand anders als er alles Schlosserwerk, alle Schlösser und Schlüssel in Arbeit bekam, nicht blos von den Thüren, sondern auch von allen Kabinettern, großen und kleinen Kasten, Schränken, Chatullen, kurz von allen Geräthschaften, woran Schlüssel sind. Wenn nun irgendwo ein Nagel einzuschlagen war, so mußte Meister Martin kommen, und dies thun, sonst war es nicht recht.

Wenn er im Hause etwas zu thun hatte, so aß und trank er mit, öfterer mit dem Herrn,

als mit dem Domestiken. Er wurde so zu sagen nicht blos als Freund, sondern vielmehr als Kind der Familie angesehen. Als er eine von seinen Töchtern mit einem alten Kammerdiener des Generalpächters verheirathete, gab er derselben zehntausend Livres baares Geld mit, und richtete eine große, prächtige Hochzeit aus, die man von einem Mann von seiner Profession nicht erwartet hätte. Diese zehntausend Livres, welche er seiner ältesten Tochter mitgab, veranlaßten mancherlei Gespräche und Muthmaßungen, indem er noch fünf andere Kinder zu versorgen hatte, die auf die Art Jeder die nemliche Summe bekommen müssen.

Der Schlössermeister wußte, daß man über diese Heirath viel reden würde, allein da er Niemanden Rechenschaft abzulegen nöthig hatte, ließ er die Leute reden, was sie wollten, gieng seinen gewöhnlichen Gang, lebte auf die Weise rechtlicher Leute, und beobachtete äußerlich alle Pflichten eines rechtschaffenen Mannes, damit man ihn desto eher dafür halten möchte.

Alle die ihn kannten, zweifelten daran nicht, und vielleicht würde man es noch mehr geglaubt haben, wenn nicht gewisse unangenehme Vorfälle eingetroffen wären, welche seine häuslichen Angelegenheiten sehr in Unordnung brachten, und in der Folge dem Publikum den Irthum benahm, worin es sich wegen des guten Rufs dieses berühmten Schlöfsermeisters befand.

Seit sieben bis acht Monat hatte der Generalpächter sehr groſse Posten einbekommen, und mußte auf die Art an achtzigtausend Thaler, theils in Gold, theils in Silbergeld, in seinem Hause niederlegen, weil er sie nicht sogleich unterbringen konnte. Es war ihm unangenehm, daß sich dazu nicht sogleich eine Gelegenheit fand, er verließ sich aber auf seine Kasten, die mit dichtigen Schlöſſern verwahrt, und auch in Zimmer standen, die ebenfalls gut verschlossen waren. Wie gewöhnlich machte er kleine Reisen hin und her aufs Land, öfters blieb er acht auch wohl mehrere Tage weg, und nahm zuweilen seine

Familie mit, ohne daß nur ein einziger Bedienter in seinem Hause zu Paris blieb.

Einmal kam er von der Jagd zurük, und begegnete vor dem Thore von Paris einen seiner besten Freunde in einem Wagen. Dieser bat den Generalpächter vom Pferde zu steigen, und in seinem Wagen Plaz zu nehmen, welches derselbe, da er von seinem Spazierritt ermüdet war, um desto lieber annahm. Sie fuhren gerade zu nach seinem Wohnhause, wo bereits den Morgen seine ganze Familie vom Lande zurükgekommen war.

Er gieng mit seinem Freunde in sein Kabinet, und bald darauf offenbarte er ihm, daß er jezt in einer großen Verlegenheit wäre, weil verschiedene Zahlungen ausgeblieben wären; er bäte ihn daher, ihn auf einige Monate gegen Wechsel eine Summe von funfzigtausend Thaler zu leihen. Er wäre bereit, nicht nur zur bestimmten Zeit Zahlung zu leisten, sondern ihm auch dies Geld so hoch zu verinteressiren, als er nur verlange.

Der Generalpächter sagte, daß er in keine bessere Hände gerathen könnte, als in die seinigen. Er wäre bereit, ihm sogleich die verlangte Summe zu geben. Dieser Freund war entzükt, daß er sobald aus dieser Verlegenheit gerissen wurde, und noch mehr, daß er es in lauter guten Louisd'ors erhielt. Noch demselben Tag wurde es ihm überschikt.

Der Generalpächter bemerkte nach der Wegnahme dieses Geldes eine große Leere in seinem Geldkasten, doch schien sie ihm bei einer bloßen Uebersicht weit größer zu seyn, als das herausgenommene Geld eigentlich bewirken konnte. Er war also neugierig, in wiefern er sich in seiner Vermuthung irre oder nicht; er überzählte daher blos die Geldsäkke nach den darauf bestimmten Geldsummen. Zu seinem großen Erstaunen fehlten ihn drei tausend Pistolen. Man kann sich leicht vorstellen, daß er über einen solchen Verlust unruhig ward. Er war allein. Er schloß sich jezt in sein Kabinet ein, und wollte Niemanden etwas davon sagen. Er untersucht alles noch einmal genau,

leert seine Kasten aus, zählt alles Geld noch einmal nach den Säkken und Beuteln durch, findet so weit alles in gutem Stande, nur daß immer die drei tausend Pistolen fehlen, und sich nirgends finden wollen. Das war nun ein zu großer Verlust, als daß er denselben hätte verschmerzen können. Alles, was er noch thut, besteht darin, daß er zu seinem Freunde hingeht, und ihn bittet, die erhaltenen Gelder noch einmal nachzusehen, ob etwan ein Irrthum vorgefallen wäre.

Alles hat seine Richtigkeit, und die drei tausend Pistolen fehlen immer. Der Generalpächter verbirgt seinen Kummer vor seiner Frau und seinen Kindern. Tag und Nacht sinnt er nach, auf welche Art er zu diesem Unglück sollte gekommen seyn. Je mehr er allen seinen Verstand anstrengt, je weniger kann er ausgrübeln, wie und durch wen er auf eine so gewaltige Art sollte geschröpft seyn.

Die ganze Geschichte wurmt ihn; er wagt es nicht, sie Jemanden zu erzählen, weil er dadurch den größten Schaden sich zufügen konnte. Doch entdeckte er sich dem Kommis-

sarius Gascon, den er zufälliger Weise antraf, als er den Nachlaß eines Raths, der kürzlich gestorben war, inventiren sollte. Der Generalpächter sagte ihm im Vertrauen, welchen großen Verlust er erlitten, und daß er nicht wüßte, wen er deshalb in Verdacht haben sollte. Der Kommissarius lobte sein Stillschweigen, und erklärte es für die größte Probe seiner Klugheit, die er in seinem Leben darüber abgelegt. Er müßte dasselbe schlechterdings bis zu einem gewissen Zeitpunkte beibehalten, weil dies das einzige Mittel wäre, den Thäter herauszubringen. Unstreitig wäre es wohl, daß man ihn bestohlen hätte; um aber den Thäter zu erfahren, müßte man sehr vorsichtig zu Werke gehen. Er versprach ihm, treulich beizustehen, und versicherte ihm alle Hülfe. Der Generalpächter nahm diesen Vorschlag an, und versprach dagegen Verschwiegenheit, so wie sich dies von dem Kommissarius von selbst verstand.

Dadurch ward der Kommissarius veranlaßt, dem Generalpächter verschiedene Besuche

zu machen, und der leztere zeigte ihm nicht nur sein Kabinet, sondern auch die verschlossenen Kasten, und machte ihm überhaupt mit dem Hause und mit der Gelegenheit in demselben bekannt.

Mein Herr — sagte der Kommissarius, der ein sehr gescheidter Mann war — dies ist eine sehr küzliche Sache; wenn ich mich aber darin mengen darf, so gebe ich ihnen mein Wort, daß ich auf Ehre ihnen den Dieb entdecken will, der ihnen ihr Geld gestohlen hat, oder ich will in meinem Leben nicht weiter die Geschäfte treiben, die ich vermöge meines Amts treiben muß.

Das heißt, einem Kranken, der gerne gesund werden will, nicht nur Trost zuzusprechen, sondern ihm auch eine heilsame Arznei zu reichen. Der Generalpächter bat den Kommissarius nun noch dringender, alles zu thun, um diese Sache aufzuklären. Er versprach ihm noch überdem eine Belohnung von tausend Thalern, wenn er auch nur blos den Dieb entdekken könnte.

Das allein war hinreichend, einen Kommissarius anzutreiben, alles in Bewegung zu sezzen, seinen Zweck zu erreichen. Er überlegte alles ganz genau, auf welche Art ein solcher Diebstahl hätte geschehen können. Mehrere Tage lang beschäftigte er sich beinah ganz allein damit. An einem Morgen kam er endlich zum Generalpächter und sagte zu ihm, daß er nun ganz gewiß den entdekken würde und müßte, der ihm sein Geld genommen, doch bäte er sich dabei aus, daß er sich pünktlich nach seiner Vorschrift richten müßte. Der Generalpächter versprach es.

Machen sie — sagte der Kommissarius — ein genaues Verzeichniß von den Geldern, die sie vorräthig haben. Schließen sie auf, und schreiben alle Beutel und die darin befindlichen Summen auf. Der Generalpächter nahm alle Beutel heraus, machte ein Inventarium, und fand zu seinem größten Erstaunen abermals tausend Pistolen weniger, als das leztemal, da er gezählt hatte.

Er zittert, er wird blaß, er schwizt Angstschweiß; kurz, er weiß nicht, was er machen

soll vor Schrekken. Indessen sann der Kommissarius Gascon über das, was er jezt sah, nach. Nachdem das Inventarium noch einmal über die ganze Summe aufgenommen, verschließt er selbst den Kasten, und giebt den Schlüssel davon dem Generalpächter. Hierauf wird auch das Kabinet gut verschlossen, und der Kommissarius bittet den Generalpächter, er möchte mit ihm, aus bewegenden Ursachen, einen Spaziergang nach dem Gehölz von Vincennes machen.

Der Generalpächter ist es zufrieden. Sie steigen in den Wagen, die Diener des Generalpächters steigen hinten auf. Nachdem der Wagen zwei bis drei Straßen gefahren war, ruft der Kommissarius dem Kutscher zu, daß er halten sollte, und er bittet dem Generalpächter, daß er erlauben möchte, daß er einen von seinen Leuten etwas, was sein Haus betrift, sagen könnte, welches ihm mit aller Höflichkeit verstattet wird.

Der Kommissarius stieg aus dem Wagen, um desto ungestörter mit dem Bedienten reden zu können. Er sagte ihm nemlich, er sollte

nach Hause gehn, und der Gemahlin seines Herrn melden, daß sie auf ihren Herrn Gemahl nicht warten dürfte, weil er mit demselben aufs Land fahren, und erst den andern Tag gegen Abend nach Hause kommen würde. Er, der Bediente, sollte, sobald er diese Bestellung ausgerichtet, nach Vincennes nachkommen.

Es wurde alles befohlenermaßen ausgerichtet.

Kaum waren sie in dem Gehölz angekommen und aus dem Wagen gestiegen, als der Kommissarius dem Generalpächter folgendergestalt anredete:

Das neuaufgenommene Iventarium, sagte er zu ihm, das wir eben aufgenommen haben, und dieser kleine Spaziergang, den wir mit einander machen, wird manches in Ansehung des Diebstahls aufklären. Allein eine Gnade habe ich mir von ihnen auszubitten, sie müssen diese Nacht nicht in ihrem Hause schlafen.

Herzlich gern — sagte der Generalpächter — aber wo wollen wir hingehen?

Nach Fontenay — sagte der Kommissarius — der Pfarrer dort ist mein Verwandter, und ich habe den Schlüssel zum Park.

Der Generalpächter ließ sich das gefallen. Dem Pfarrer wurde dieser Besuch gemeldet, und man aß und schlief bei ihm.

Der Kommissarius wollte sich gegen den Generalpächter nicht erklären, weshalb er so zu Werke ginge, sondern sagte blos, es würde sich alles den folgenden Tag aufklären, wenn er den Abend bei ihm in Paris essen würde.

Sie brachten diesen Tag recht angenehm zu, kamen den andern Tag den Nachmittag um fünf Uhr in Paris an, stiegen bei der Wohnung des Generalpächters ab, und begaben sich sogleich in sein Kabinet. Nachdem sie sich eingeschlossen hatten, sagte der Kommissarius:

Nun, mein Herr, wollen wir abermals ihre Kasse nachsehen, und eine neue Specification machen, um zu sehen, ob jezt alles seine Richtigkeit hat.

Sie sehen nach; und auch diesmal hatte sich der Teufel ins Spiel gemischt: denn es fehlte abermals ein Beutel mit hundert Louis-d'or.

Das wollte ich eben wissen — sagte der Kommissarius. — Nun beruhigen sie sich, sie sollen ihr Geld wieder haben, ehe vier Tage vergehn, oder ich sezze meinen Kopf darauf. Verbergen sie nur so lange ihren Kummer und ihre gerechte Unruhe, seyn sie zufrieden, und lassen sie mich für das Uebrige sorgen. Mit ihrer Erlaubniß werde ich heute bei ihnen essen; ich habe dazu meine Gründe.

Sie schlossen die Kasten und das Kabinet wieder zu, begaben sich in den Speisesaal, wo blos die Frau vom Hause und die ganze Familie versammelt war. Dies war dem Kommissarius lieb, weil er nicht wollte, daß viel Gesellschaft da seyn sollte. Man sprach von der Promenade in Vincennes und von vielen andern gleichgültigen Dingen.

Die Frau Generalpächterin erzählte, daß sie nicht aus dem Hause gekommen wäre; sie hätte nemlich durch Meister Martin alle ihre kleinen Schlösser bei ihrem Bureau verändern lassen, weil sie Lust hätte, ihr Silberzeug darin zu verwahren. Sie hätte ihm Gesellschaft geleistet, bis der Segen wäre in der Kirche

gesprochen, da hätte sie ihn allein zur Bewachung des Hauses gelassen.

Davon fiel keine Silbe auf die Erde. Der Kommissarius sezte sich in den Kopf, daß Meister Martin wohl gar der Dieb seyn mögte. Nach dem Essen erklärte er sich in der Stille dem Generalpächter. Allein dieser behauptete, er müßte sich in diesem Stück schlechterdings irren, indem sein Schlösser ein sehr ehrlicher Mann wäre, für den er selbst mit Leib und Seele gut sagen wollte.

Schweigen sie — sagte der Kommissarius — und lassen sie mich allein machen; ich werde ihnen deutlich zeigen, daß ich doch recht habe, und das will ich sehr bald thun.

Es ward hierauf von dem Kommissarius in Vorschlag gebracht, daß sie den andern Morgen mit der Frau Generalpächterin, der ganzen Familie und den Herrn Generalpächter mit eingeschlossen, zu Autheuil frühstükken wollten, wo er ein sehr schönes Landhaus hatte. Der Vorschlag ward beliebt; man machte sogar bekannt, daß man dort schlafen würde, und daß man erst den andern Tag wiederkäme.

Um neun Uhr setzte man sich in den Wagen, und es war noch ein zweiter erforderlich, um die Uebrigen, nebst der Gemahlin des Kommissarius in Empfang zu nehmen.

Ehe aber der Kommissarius das Haus des Generalpächters verließ, gebrauchte er die Vorsicht, ihm die Gartenschlüssel abzufordern; und unter dem Vorwande, daß die Magd sich nicht gut dazu schikken würde, das Frühstück zu bereiten, wußte er die Frau Wirthin dahin zu bringen, daß sie die Köchin mit nach Autheuil nahm, und von da weiter wollte man eine Lustparthie nach Saint Cloud machen. Auf die Art blieb das Haus des Generalpächters den ganzen Tag leer, welches eben der Kommissarius gern wünschte.

Seine Frau Gemahlin kam, wie wir bereits gesagt haben, in einem andern Wagen angefahren. Der Wagen hält, sie machten ihre Verbeugung, und weil man schon lange gewartet hatte, sagte der Kommissarius, daß es wohl gut wäre, wenn die Damen besonders führen, daß diese also den Wagen nehmen könnten, worin seine Frau gekommen wäre.

Der Generalpächter fand diesen Einfall gut, und benuzte ihn. Die Damen blieben also für sich; sie fuhren voran: anstatt daß die Mannspersonen ihnen folgen sollten, fuhren sie vielmehr in einen Klostergarten, weil der Kommissarius sagte, daß er mit ihm eine Sache von Wichtigkeit zu verabreden habe. Sie gingen also in die erste beste Allee, und da sie allein zu seyn glaubten, sagte er zum Generalpächter:

Sie haben vollkommen recht, mein Herr, wenn sie glauben, daß alles, was ich heute vornehme, ein Geheimniß ist. Tragen sie kein Bedenken, daß mein nach Autheuil zu fahren von Nuzzen seyn kann. Allein ich habe daran nicht gedacht; was ihre Frau Gemahlin und meine Frau betrift, so haben diese bereits Nachricht, daß wir nicht kommen werden. Wir müssen schlechterdings wieder zurück nach Paris; alles geschieht auf mein Wort zu ihrem Besten.

Der Generalpächter schien darüber etwas bestürzt zu seyn; er wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Allein der Kommissarius er-

klärte ihm, so viel als er nur konnte, daß dieser Tag nicht vorüber gehen sollte, ohne daß er den Dieb entdekken und sein Geld bekommen sollte; sie müßten daher zurükkehren, und durch seine Gartenthür in sein Haus gehen. Er würde in kurzer Zeit den Ausgang dieser Operation erwarten.

Der Generalpächter trug kein Bedenken, in alles einzuwilligen, was der andere wünschte; der Wagen wurde daher zurükgeschikt, und sie selbst gingen zu Fuß nach Paris, und kamen durch die Hinterthür in das Haus des Generalpächters. Der Kommissarius wußte, ohne daß es jemand von den Nachbaren gewahr wurde, ein Duzzend bewafneteFischer in einem Keller zu verstekken, um sich ihrer Dienste zu bedienen, wenn es nöthig wäre. Diese Vorsicht war nicht umsonst, wie wir in der Folge sehen werden.

So wie dies veranstaltet war, gingen sie zusammen in das Kabinet, und schlossen die Thüre hinter sich zu, wie sie dieselbe gefunden hatten. In diesem Zimmer stand ein großes Bette, worin der Generalpächter nach der pa-

riser Mode zu schlafen pflegte, wenn sich seine Frau Gemahlin nicht wohl befand. Es war mit dichten Gardinen umhangen, und der Gang hinter demselben war schmal und dunkel. Hier nahmen der Generalpächter und der Kommissarius ihren Posten, nachdem der letztere zwei scharf geladene Pistolen zu sich genommen, und hinter das Bette gehangen hatte.

Sie beobachteten das größte Stillschweigen: bereits war es eilf Uhr, als sie mit einemmal hörten, das Jemand singend die Treppe heraufkam; in dem nemlichen Augenblik ward auch die Thür eröfnet, und ohne selbst gesehen zu werden, sahen sie einen Menschen hereinkommen, mit einem Sak und einigen Werkzeugen in der Hand. Er zog aus seiner Tasche einen Schlüssel, und öfnete ohne viele Umstände den Geldkasten des Generalpächters, nahm daraus einen Beutel mit tausend Louisd'or, welchen er in seinen Sak stekte, und darüber etwas altes Eisen legte.

Es war dem Generalpächter sehr leicht, den Dieb zu erkennen; denn es war niemand

anders, als sein Schlösser. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Bestürzung darüber außerordentlich groß war. Indessen war die Sache von der äußersten Wichtigkeit, und er hatte ihn deutlich genug erkannt; er ließ ihm also blos so viel Zeit, den Geldkasten wieder zuzuschließen, und dann kamen beide aus ihrem Hinterhalte hervor, jeder mit seinen Pistolen in der Hand, gerade in dem Augenblik, als er mit seinem Beutel aus dem Kabinet herauswollte.

Beide riefen: halt, Spizbube! oder wir bringen dich um. Als der Schlösser bewafnete Menschen an einem Orte antraf, wo er allein zu seyn glaubte, ließ er vor Schrekken seinen Sak mit allem, was darin war, fallen, und suchte sich mit der Flucht zu retten. Allein der Kommissarius hatte auch schon dafür gesorgt; denn so wie er an das Fenster klopfte, waren die zwölf Häscher in Bereitschaft, welche blos auf seine Befehle warteten.

Der Kommissarius hatte ihnen bereits befohlen, nicht eher hereinzukommen, als bis er das Zeichen würde gegeben haben. Indessen

konnte der Generalpächter kaum seinen eigenen Augen trauen.

Du Bösewicht — sagte der Generalpächter zu ihm — mußte ich darum dir so viel Gutes erzeigen, damit du mich bestehlen mußt.

Der Schlösser war vor Schrekken halb todt, wußte nicht, was er zur Entschuldigung sagen sollte, warf sich dem Generalpächter zu Füßen, und bat ihn tausendmal um Verzeihung, seine Ehre und sein Leben zu retten.

Der Generalpächter war über diese Entdekkung außerordentlich vergnügt.

Dein Leben — sagte er — will ich dir Unglüklichen gern schenken, sobald dies in meiner Gewalt stehet. Erst mußt du mir aber mein Geld wieder geben. Wo sind die übrigen Geldbeutel — nachdem er ihn die tausend Pistolen abgenommen — die du mir auf die nemliche Art, wie diese, gestohlen hast?

Sie sind zu Hause — sagte der Schlösser — in meinem Kasten, wozu meine Frau den Schlüssel hat.

Ganz wohl — sagte der Kommissarius — die Sache geht gut; deine Frau weiß also,

wo

wo du eine so große Geldsumme herbekommen hast?

Freilich — sagte der Schlösser — denn ich liebe sie zu sehr, als daß ich ihr so etwas verbergen sollte.

Hierauf sagte der Kommissarius seinen Häschern ein paar Worte ins Ohr. Sechs wurden sogleich beordert, sich seiner Frau zu bemächtigen, indessen andere sechs den Schlösser nach dem Gefängniß brachten, wo man ihn sogleich in einen dunkeln Kerker stekte.

Der Generalpächter wollte sich dieser gefänglichen Haft widersezzen, indem er vorhersah, daß diese Sache für den Strafbaren übel ablaufen würde; allein er konnte dabei nichts ausrichten, indem der Kommissarius zu ihm sagte, daß er nicht so einfältig seyn würde, Gefahr zu laufen, seine Stelle zu verliehren, um das Leben eines Bösewichts zu retten, der verdient hätte, tausendmal zu sterben. Weil er nun einmal sich in seinen Händen befände, und weil er so glüklich gewesen wäre, ihm sein Geld wieder zu schaffen, so müßte er ihm freie

Hände lassen, was die Ehre seiner Stelle und sein eigenes Gewissen bei ähnlichen Umständen von ihm verlangten.

Auf die Art mußte es der Generalpächter erlauben, daß der Schlösser nach dem Gefängniß abgeführt wurde; der Kommissarius bat ihn, nun noch eine Viertelstunde zu warten, so würde er alles übrige Geld, was ihm gestohlen worden, wieder haben.

Die Schlösserfrau wurde sogleich arretirt, ihr Geldkasten geöfnet, und man fand darin alles Geld des Generalpächters, und noch ausserdem mehr, als fünf und zwanzig tausend Thaler. Die Frau wurde ebenfalls ins Gefängniß gebracht, allein abgesondert von ihrem Mann. Zur noch größern Sicherheit ließ der Kommissarius den Geldkasten vom Schlösser zum Generalpächter bringen, der sehr vergnügt war, daß er seine schönen Louisd'or wieder beisammen hatte; allein es war ihm bei alledem schmerzhaft, daß diese wiedererlangte Summe zweien Unglüklichen das Leben kosten sollte.

Ihr Proceß wurde sehr bald gemacht. Obgleich sie selbst funfzig tausend Thaler geben

wollten, um sich aus diesem schlimmen Handel herauszuziehen, und dem Generalpächter eben so viel, um ihnen das Leben zu retten, so wurde darauf doch nicht reflektirt, weil die Gerechtigkeit in ihrem Gange nicht gehemmt werden konnte.

Sie wurden beide auf dem Plazze zu Paris, Croix du Tiroin genannt, aufgehängt, ohne daß es möglich war, die Richter dahin zu bringen, ihre Strafe zu mindern, welche ihr Verbrechen zu schreklich und zu schwarz fanden, als daß in diesem Falle Minderung der Strafe statt finden könnte.

Das haben sich alle die zu merken, welche ihren alten Dienern zu viele Wohlthaten erzeigen; man kann mit Recht sagen, daß das Mistrauen die Mutter der Sicherheit ist. Allein es war allerdings schwer, einen solchen Fall vorher zu sehen, da dieser unglükliche Schlösser nicht nur alle Schlüssel von dem Hause des Generalpächters hatte, sondern noch viele andere, wie er vor seinem Tode gestand, daß er auf die nämliche Art noch mehrere Personen bestohlen hatte.

Der Kommissarius Gascon bekam von dem Generalpächter tausend Pistolen zur Belohnung, und ward von diesem Augenblik an sein Vertrauter und Freund. Seine Obern lobten ihn, weil er eine so küzliche und verwikkelte Sache so gut entdekt und ausgeführt hatte, wodurch er in Paris sehr bekannt wurde und in Ansehn kam, so daß selbst die Fremden sich nach seinem Beistande umsahen, sobald sie durch List und Betrug um Geld gekommen waren, entweder auf Kaffeehäusern oder an andern verdächtigen Oertern.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine ganz besondere Geschichte ein, welche einem jungen Deutschen begegnet ist, welcher blos deswegen von Frankfurt gekommen war, um zu Paris bei dem berühmten le Cocy seine ritterlichen Uebungen fortzusezzen, und sich darin noch mehr zu vervollkommen.

Neunzehnte Erzählung.

Ein junger deutscher Baron entgeht in Paris durch die List seiner Wirthin und eines Commissars einer sehr großen Gefahr.

Jeder wird gestehen, daß unter allen Städten in der Welt, vielleicht nirgends als in Paris — nemlich vor der Revolution — die Fremden so gut aufgenommen und bewirthet wurden. Man schäzte sie, man erwies ihnen Ehre, und gieng dem Befinden nach mit ihnen auf einen freundschaftlichen Fuß um.

Ein junger deutscher Edelmann, aus Berlin gebürtig, hatte auf der Universität studirt, und alles dort gelernt, was ein junger Mensch von seinem Stande zu wissen braucht. Seine Familie war sehr reich, und wünschte, daß er sich noch vervollkommen sollte, um mit der

Zeit eine wichtige Stelle am Hofe des Königs von Preußen bekleiden zu können, zu dem Ende schlug sie ihm eine Reise nach Frankreich vor. Sie gab ihm jährlich tausend Pistolen, welches mahr denn zureichend war, für sich, für seine beiden Bedienten, für seine Exerzitienmeister und für seine kleine Vergnügungen.

Es gefiel ihm in Paris ausnehmend. Kaum war er angekommen, als er sich einige schön ausmeublirte Zimmer miethete, ein sehr gutes Speisehaus zu Fauxboury Saint Germain, wo er eine große Anzahl junger Leute von Stande von seiner Nazion, und auch viele Engländer antraf, die, wie er, blos in der Absicht nach Paris gekommen waren, um sich zu bilden, und einige Jahre in Frieden und Vergnügungen zuzubringen.

Die meisten von diesen jungen Leuten von Stande, hatten weder Väter, noch Mütter, noch Familie, noch Lehrmeister, noch Hofmeister bei sich, welche gewissermaßen auf sie Achtung haben, und ihre Vergnügungen, wenn es nöthig wäre, einschränken könnten, sie

überließen sich daher ganz der Freude, und sparten nichts, um alle Vergnügungen ganz zu genießen, sie mochten auch so kostbar seyn als sie wollten. Allein sie sezten sich oft allzu leichtsinnig mancher Gefahr aus, und man darf sich nicht wundern, wenn ihnen manche lustige, auch tragische Begebenheit aufstieß. Dies geschah denn oft genug, wenn man die folgende Geschichte liest, wird man sich schon von allen übrigen einen Begrif machen können.

Dieser junge deutsche Baron fand, wie wir schon vorher gesagt haben, in Paris eine Menge Standespersonen, welche den nemlichen Aufwand machen konnten als er, und lernte auch sehr bald, so wie sie, die Kunst in kurzer Zeit seinen Beutel auszulee- ren. Man spielte mit ihm, man nahm ihn mit in Komödie, in die Oper, auf die Pro- menaden, auf die Koffeehäuser und an viele andere öffentliche Oerter, wo tausend Freuden- mädchen von der schlechtesten Sorte Tag und Nacht waren, um diese jungen Flüchtlinge zu rupfen, und ihnen auch nicht eine Feder zu lassen, ehe sie von ihnen giengen.

Es war gerade an einem von diesen schlimmen Oertern, die für die Jugend so gefährlich sind, wo sich unser junger deutscher Baron in einer sehr großen Verlegenheit befand, und wo er gewiß sehr schlimm würde weggekommen seyn, wenn nicht der Commissarius Gascon, den wir schon aus der vorhergehenden Erzählung kennen, ihm noch zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wäre.

Dieser Fremde war etwan vier bis fünf Monate in Paris gewesen, er nahm nach und nach gute und schlechte Gewohnheiten an, freilich von den leztern weit mehrere. Er liebte das schöne Geschlecht leidenschaftlich, und wenn es nur ein weibliches Geschöpf war, so war dies schon hinreichend ihn in Feuer zu sezzen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß die meisten Deutschen und vornehmlich die Schweizer in diesem Punkt wenig delikat sind; sie bekümmern sich wenig darum, ob ein Mädchen, oder eine Frau tugendhaft ist oder nicht, wenn sie nur mit derselben, wenn es ihnen gefällt, ihre Lust büßen können. Daher wis-

sen auch diejenigen, welche von zweideutiger Tugend sind, die Schwachheit dieser jungen Wollüstlinge sehr gut zu benuzzen, und die weniger dazu aufgelegt sind, wissen sie doch wenigstens zu tausend unnüzzen Ausgaben zu bereden, welche am Ende ihre Eltern bezahlen müssen.

Der junge deutsche Baron hatte Bekanntschaft gemacht in einem gewissen Hause in der Straße Grenelle, wo drei Schwestern wohnten, von welchen es bekannt war, daß sie von Fremden sehr gern Besuche annahmen. Ihre Mutter hatte sogar einige Jahre am Wiener Hofe gelebt, es war also allem Anschein nach für einen Deutschen diese Bekanntschaft sehr vortheilhaft. Man wußte wirklich nicht, was man ihm alles für Gefälligkeiten erzeigen sollte, wenn er sie besuchte, welches gewöhnlich des Tages zwei bis dreimal geschah. Um ihn gleich anfangs desto besser an sich zu ziehen, durfte er bei keiner Gelegenheit für sie Geld ausgeben. Hierüber wunderte er sich nicht wenig, da er von allen seinen Freunden hörte, daß sie an keinen Ort, wo dergleichen

Jüngferchen wären, kommen dürften, ohne den Geldbeutel zu ziehen.

Dieser junge Fremde, der etwan zwanzig bis ein und zwanzig Jahr alt war, gerieth in keine geringe Verlegenheit, daß man ihm in diesem Hause so viele Höflichkeiten erzeigte, und er wollte es durchaus nicht zugeben, daß sie darin fortfahren sollten. Einmal sagte er zu ihnen, nun müßte doch auch endlich an ihn die Reihe kommen. Davon schienen sie anfangs gar nichts wissen zu wollen; als er ihnen aber sagte, daß er sie ganz verlassen würde, wenn sie von dieser Gewohnheit nicht abstünden, gaben sie es endlich zu, allein mit vielen Complimenten und Entschuldigungen.

Er gab ihnen bald hernach ein kleines freundschaftliches Mittagessen, bei Rousseau a la Galere, einem damals berühmten Restaurateur. Hierzu ladete er einige von seinen guten Freunden ein. Alles mit einander kostete ihm nicht mehr als zwanzig Pistolen, welches er mit vielem Vergnügen gab.

Hierauf nahm er die ganze Gesellschaft in die Oper, wo es ihm wieder fünf Pistolen

kostete, nach derselben gab er wieder ein eben so kostbares Abendessen. Sie begleiteten hierauf die Damen nach Hause, wo auf Kosten des Deutschen H. Barons zum Anbiß eine Rebhühnerpastete und drei bis vier Duzzend Weinbouteillen aufgetragen waren. Dieser einzige Tag kostete dem jungen Deutschen nicht mehr als einige dreißig Pistolen. Er hatte des Morgens vierhundert in seinen Beutel gestekt, sogleich blieben ihm noch dreihundert und siebenzig übrig. Diese Bemerkung machen wir nicht ohne Grund, wie wir hernach sehen werden.

Die Deutschen vom ersten Rang zeichnen sich gewöhnlich durch viele vortrefliche Eigenschaften merklich aus, allein eine verleitet sie öfters zu Ausschweifungen, diese bestehet darin, daß sie etwas stark trinken, worin die andern Fremden ihnen nicht gleich kommen können. Einige sollen so gar Tag und Nacht trinken, ohne daß sie einmal nüchtern werden.

Um diesen Tag desto besser zu feiern, hatte sich der deutsche Baron dermaßen besoffen, daß er schlechterdings nicht nach Hause konn-

te gebracht werden. Nachdem sich die andern Freunde beurlaubt hatten, ließen die Damen aus Gefälligkeit den Baron in ihrem Zimmer schlafen, kleideten ihn aus und legten ihn in ein gutes Bette, wo er bis den andern Tag beinah bis zu Mittag schlief.

Nachdem er seinen Rausch so ziemlich ausgeschlafen und erwachte, wunderte er sich nicht wenig, daß er an diesem Ort war. Er zweifelte erst, ob es Wahrheit sey, und glaubte noch seinen Weinrausch zu haben. Er rief, es kam Jemand, nemlich sein Bedienter, der im Vorzimmer auf einem Strohsak geschlafen hatte, indem er eben so besoffen war, als sein Herr. Er ließ sich ankleiden und erkundigte sich, wo die Damen wären. Er hört, daß sie noch im Bette wären, er geht in ihr Schlafzimmer, läßt Chokolat bringen, und bittet sie, daß sie ihm erlauben möchten, diesen Tag bei ihnen zuzubringen, weil er ein fürchterliches Kopfweh hätte.

Man konnte ihm eine so billige Bitte unmöglich abschlagen. Er bestellt sogleich bei Rousseau einige Schüsseln zum Mittag, giebt

seinem Bedienten zu andern kleinen Bedürfnissen. Er zählt sein Geld nach, findet alles richtig, und siehet daraus die Ehrlichkeit seiner Hausleute, so daß er sich tausendmal glüklich schäzt, daß er in diesem Hause Bekanntschaft gemacht hat.

An diesem Tage wurde ebenfalls gut gegessen und gut getrunken, gerade so, wie an dem vorhergehenden, blos mit der Ausnahme, daß jezt blos Frauenzimmer zugegen, und sonst Niemand Besuche machte. Er gab seinem Bedienten zehn Pistolen, so daß ihm also noch dreihundert und sechszig im Beutel übrig bleiben mußten.

Zum Unglük mußte sich der junge Herr Baron zum zweitenmal wieder eben so betrinken, als den vorigen Tag. Er hatte auf eine von den drei Schwestern beide Tage ein Auge geworfen, und sie auch unter dem Versprechen der Ehe zu seinem Willen gehabt. Bezaubert über dies Glük, von Wein und Liebe berauscht, brachte man ihn noch vor sechs Uhr des Abends in das nemliche Bette, worin er den Tag vorher geschlafen hatte. Sein

Bedienter hatte nicht einmal so lange gewartet, gleich um Mittag konnte er auf keinen Fuß mehr stehen, doch hatte er noch sein Haus finden können. Er hatte sich, so wie er war, auf das Bette hingeworfen, und um einzuschlafen, durfte er nicht erst eingewiegt werden.

Indessen schlief der junge Baron die ganze Nacht durch herrlich. Allein des Morgens um vier Uhr wurde er von der fürchterlichsten Colik überfallen, und glaubte nicht anders, als daß er bersten müßte. Man schikte zu einem Apotheker, und noch um Mittag mußte er die schrecklichsten Schmerzen ausstehen, indessen legten sich doch nach zwei Stunden die Schmerzen. Durch eine vortrefliche Arznei, die ihm der Apotheker reichte, fühlte er sich sehr gestärkt; er war darüber so vergnügt, daß er ihm eine verhältnißmäßige Belohnung geben wollte; allein er suchte vergebens in seinen Hosen nach seinem Geldbeutel, er fand ihn nirgends, und glaubte also, sein Bedienter hätte ihn mitgenommen, wie er dies öfters zu thun pflegte wenn er merkte, daß sein Herr etwas im Kopf hatte. Er fragte also nach

ihm; allein die Magd im Hause sagte, daß sie ihn schon seit gestern Mittag nicht mehr gesehen hätte. Er ließ ihn also aufsuchen, und man fand ihn zu Hause im Bette, im traurigsten Zustande. Er lag an eben der Krankheit darnieder als sein Herr, man hatte zwar einen benachtbarten Wundarzt gehabt, allein alle Mittel blieben fruchtlos.

Diese Nachricht betrübte den jungen Baron und er wurde darüber sehr unruhig. Denn er liebte ihn wegen seiner Treue und weil er sein Landsmann war, auch wollte er gerne wissen, wo sein Geldbeutel geblieben wäre; denn er fieng an unruhig zu werden, da er gar kein Geld hatte, so daß er nicht einmal dem Apotheker etwas für seine Bemühung geben konnte. Er bat daher denselben, nach seinem Quartier zu gehen, und zu sehen, ob seinem Bedienten noch zu helfen wäre; auch möchte er sich zugleich bei ihm erkundigen, ob er nicht seinen Geldbeutel hätte.

Der Apotheker gieng hin und fand den deutschen Bedienten weit kränker, als er sich vorgestellt. Er hatte bereits das Bewußtsein

verloren. Er ließ in seiner Gegenwart vom Wirth alle seine Sachen genau durchsehen, und des Herrn Geldbeutel fand sich nirgends. Durch diese Anzeige des Apothekers ward der Baron nun noch unruhiger, und er wollte sich schlechterdings nach seinem Quartier bringen lassen. Allein er war noch immer von Colikschmerzen geplagt, so daß man ihm den Rath gab, er möchte lieber bis den andern Tag warten weil er sehr leicht gefährlich krank werden könnte, wenn er sich zu früh auswagte.

Die Schöne von den drei Schwestern, in welche er sich verliebt hatte, schien das sehr gern zu sehen, und versprach ihm auch diese Nacht wieder bei ihm zu schlafen. Indessen wurde der Apotheker wieder zum Bedienten geschikt, mit der Bitte, ihn nicht zu verlassen, sondern sein möglichstes zu thun, daß er ihn diesmal rettete. Der Apotheker gieng, und fand den Bedienten in dem nemlichen Zustand, wie er ihn verlassen hatte. Er war immer noch ohne Bewußtsein, er gab ihm, vermöge seiner Kunst, die dienlichsten Heil-

mit,

mittel, und brachte es dadurch wenigstens so weit, daß er etwas wieder zu Verstande kam. Allein er war noch immer in sehr großer Gefahr, daher er einen reformirten Prediger verlangte — denn er bekannte sich zur Reformirten Kirche — der ihm etwas vorbeten mußte. Indessen blieb der Apotheker die ganze Nacht bei ihm, und gerade in dem Augenblik, da er auf eine kurze Zeit völlig bei Verstande war, fragte er ihn, ob er nicht wüßte, wo der Geldbeutel seines Herrn wäre. Er gab hierauf die Antwort: Wo er wäre, wüßte er nicht, er hätte ihn nicht, allein es müßten darin dreihundert und sechzig Pistolen seyn, indem er ihm das leztemal zehen gegeben, welche er auch zum Rousseau gebracht hätte.

So viel Mühe sich auch der Apotheker gab, mußte dieser treue Bedienter doch des Morgens um fünf Uhr sterben. Er hinterbrachte bald nachher dem Baron die traurige Nachricht, der eben so betrübt über den Verlust seines treuen Dieners, als seines Geldbeutels war. Ob es gleich noch des Morgens sehr früh

war, stand er doch aus dem Bette von seiner Schö, nen auf, kleidete sich in der Geschwindigkeit an, und bat sie um die Erlaubniß, nach Hause gehen zu dürfen, um gewisse Angelegenheiten zu besorgen. Zugleich versprach er, daß er denselben Tag gewiß wiederkommen würde, welches freilich ihn nun eben nicht zu rathen war, wie man aus der Folge sehen wird.

Er lief, was er laufen konnte, um recht bald nach Hause zu kommen, wo er seinen treuen Diener auf dem Stroh liegend fand; er weinte bei diesem Anblik, und gieng in sein Zimmer. Seine Wirthin, die eine ehrliche, beredte und umgängliche Frau war, fragte ihn, wo er denn so lange gewesen wäre, indem sie ihn seit drei Tagen nicht gesehen hätte.

Sie werden sich doch wohl nicht um meine Angelegenheiten bekümmern wollen? Madam! — sagte der Baron.

Sie können glauben Herr Baron — sagte die Wirthin — ich meine es mit ihnen ehrlich und gut. Ich dachte nur, sie hätten

eine kleine Reise nach den Niederlanden gemacht.

Dieser wußte nicht, was sie damit sagen wollte, und brauchte allerlei Vorwand, womit sie sich aber nicht abspeisen ließ. Sie wollte sich theils ein Vergnügen machen und ihn aufziehen, theils hatte sie wirklich Mitleiden mit einem jungen Edelmann, der sich muthwillig ins Verderben stürzen wollte, und sagte daher zu ihm:

Ich weiß es sehr gut, Herr Baron, daß sie Herr von ihren Handlungen sind, und Niemanden darüber Rechenschaft ablegen dürfen, allein ich halte mich nach meinem Gewissen aus Freundschaft verpflichtet, daß, wenn sie auf dem nemlichen Wege fortgehen, wie sie angefangen haben, sie schlechterdings ohne Rettung verloren sind. Sie ziehen sich den Haß und die Verachtung ihrer ganzen Familie zu, so bald sie von ihrer schlechten Aufführung benachrichtigt wird. Und was würde sie sagen? wenn sie erfahren sollte, daß sie drei Tage hin-

tereinander in dem infansten Bordel zugebracht haben, der nur in Paris existirt.

Der junge Herr Baron wollte bei dieser deutlichen Erklärung gegen seine Frau Wirthin etwas in Zorn gerathen, und die Parthie seiner guten Freundinnen nehmen. Allein er konnte immer ihre Tugenden erheben, und herausstreichen, sie versicherte dagegen, daß diese Mensher ihr seit sechs Jahren als die niederträchtigsten Huren von Paris bekannt wären. Sie hätten schon manches Täubchen gerupft, manchen deutschen Baron bis aufs Hemde ausgezogen, einige sogar an den Bettelstab uns in das äußerste Elend gebracht.

Noch immer wollte der Baron sich dieser Mamsells annehmen, allein alle seine Gründe wurden verworfen, seine Wirthin wußte darauf immer so zu antworten, daß er jedesmal die Gegenantwort schuldig blieb. Hernach sagte sie ihm geradezu, daß der Geldbeutel, den er verloren hätte, von Niemand anders, als von diesen elenden Geschöpfen ihm wäre gestohlen worden. Er wollte zwar behaupten, daß dies durchaus nicht möglich wäre, allein

sie wußte ihn von dieser ihrer Vermuthung mit so guten Gründen zu überzeugen, daß er am Ende selbst argwöhnte, daß wohl etwas dahinter seyn könnte.

In dieser großen Verlegenheit bat er sie um einen guten Rath. Sie war dazu bereit, und versprach ihm sogar, ihm seine Louisd'or wieder zu schaffen, doch unter der einzigen Bedingung, daß er nie in seinem Leben wieder an einem solchen niederträchtigen Ort gehen wollte.

Er versprach es. Nun ließ sie sogleich einen Miethswagen holen, und sezte sich mit dem jungen Baron herein, und ließ den Kutscher zum Commissarius Gascon, welcher erst kürzlich sich durch die wichtige Entdekkung eines Diebstahls bekannt gemacht hatte, wie wir in der vorigen Erzählung gesehen haben. Sie kannte ihn durch weiter nichts, als weil er allgemein berühmt war.

So wie sie hinkamen, trafen sie ihn eben in seinem Amtsrok, weil er gerade ausgehen wollte. Die Wirthin bat ihn, ob er sie wohl auf einen Augenblik anhören wollte. Der

Kommissarius nöthigte sie und den Baron zum sizzen, und hörte aufmerksam zu, was sie sagten. Sie erzählte, daß dieser gegenwärtige junge Edelmann bestohlen sey, zeigte ihm den Ort an, wo er geschehen, die Leute, die ihn begangen, und wodurch diese That noch mehr Gewißheit bekäme.

Sie lassen sich also mein Herr Baron — indem er den Fremden genau ansah, und dabei ein gewisses Lächeln nicht verbergen konnte — von den schönen Mädchen betrügen. Sein sie indessen ganz ohne Sorgen, sie sollen ihr Geld wieder haben. Sie bleiben indessen hier — sagte er zur Wirthin — und sie mein Herr Baron sezzen sich mit mir in ihren Wagen. Wenn ich nicht binnen einer Stunde ihren Geldbeutel wieder habe, wird die Sache für die Diebe noch weit schlimmer.

Er rief hierauf seinen Schreiber, sagte ihm etwas ins Ohr, weshalb dieser etwas vor ihm vorangieng, hernach schikte er noch ein paar Leute ab, um etwas zu bestellen. Dann sezten sich der Baron und der Commissarius in den Wagen, und fuhren gerade nach dem Hause

hin, wo der erstere in den verflossenen zwei Tagen seine Zeit so angenehm zugebracht hatte.

Zuerst klingte blos der Baron an. Die Magd freute sich, daß sie ihn so geschwind wiedersah. Er fragte sogleich, wo die Damen wären, und bekam zur Antwort, daß sie noch schliefen, daß er aber immer heraufgehen könnte. So wie der Commissarius die Thüre offen sah, ließ er sie von zwei Häschern bewachen, und vier andere, die sein Schreiber bestellt hatte, mußten mit ihm hereingehen. So wie der Baron in das Zimmer hereintrat, in welchem er die vorige Nacht mit seiner Schönen geschlafen, traf er bei derselben einen Garde du Corps des Königs an, der an seinen Degen schlug, und einigen Widerstand zu thun im Begrif war. Allein der Comissarius faßte ihn an die Brust, und sagte: Monsieur ziehen sie sich nur immer an, und verlassen sie diesen Ort, denn für sie ist hier weiter nichts zu thun; denn mit ihnen wollen wir bald fertig werden, wenn sie ihren Degen nicht stekken lassen, so werde ich sogleich befehlen, daß man sie auf der Stelle arretire.

Der Garde du Corps sah nun wohl, daß es für diesmal Verwegenheit seyn würde, wenn er nur den geringsten Widerstand leisten wollte, er stekte daher seinen Degen ein, gieng in die Küche, kleidete sich daselbst an, und fluchte und vermaß sich, daß er blos ein Duzzend seiner Kameraden nöthig hätte, um diese Bagage aus diesem ehrlichen Ort wegzujagen. Indessen kannte der Kommissarius das Haus zu gut, und auch alle, die darin wohnten, die Mutter und die Töchter und die ganze Wirthschaft.

Die alte Frau, welche sich für die Mutter der drei Mädchen ausgab, welche der Baron so prächtig traktirt hatte, waren nun auch gekommen.

Madam — sagte der Kommissarius — der sich beklagt, daß man ihm einen Beutel mit dreihundert und sechzig Thaler entwendet habe, glüklicher Weise hat er sich an mich gewendet, der sie zu gut kennet, daß sie ihm nicht sogleich sein Geld wieder geben sollten. Dies ist die Veranlassung, warum ich zu dieser Zeit zu ihnen komme, zugleich aber befehle

ich ihnen aber auch, daß sie ihm alles erse-
zen, was sie ihm gestohlen haben. Wenn
dies nicht im Augenblik geschieht, so lasse ich
alles, was sich hier im Hause befindet, zum
Fenster herauswerfen, sie alle viere aber wer-
den aufs Zuchthaus kommen, wo man wegen
ihrer Aufführung mir verantwortlich seyn muß.

Die Rede war nur kurz, allein sie that
ganz die Wirkung, die sich der Kommissarius
davon versprach. Indessen sträubte man sich
doch etwas, die ganze Schuld einzugestehen.
Sogleich öfneten auf Befehl des Kommissa-
rius die Häscher die Fenster, und fiengen schon
an zwei bis drei Stühle heraus zuwerfen.

Die alte Mutter überlegte augenbliklich
alle schlimme Folgen, die daraus entstehen
konnten, sie bat um Verzeihung, holte den
Geldbeutel, worin sich noch die ganze Summe
befand, fünf bis sechs Pistolen ausgenommen,
welche sie ihrem Vorgeben nach für den Ba-
ron gebraucht hätte. Der Empfänger war
damit vollkommen zufrieden, daß sie dieselben
behalten könnte. Er nahm von der ganzen
Familie auf immer Abschied, und fuhr in dem

nemlichen Wagen mit dem Kommissarius zurük in dessen Wohnung, wo die Wirthin auf den Ausgang dieser Geschichte mit Ungeduld wartete.

Sobald sie in den Saal traten, wo sie dieselbe zurükgelassen hatten, sagte der Kommissarius: Nun, meine Liebe, wir sind schon mit der ganzen Geschichte fertig, der Herr Baron hat seinen Geldbeutel wieder bekommen.

Ja bei meiner armen Seele — sagte er — hier ist er, er ist noch ziemlich gut gespikt, ich wäre rasend geworden, wenn ich ihn auf eine so schändliche Art hätte verlieren sollen.

Dieser Frau allein sind sie Verbindlichkeiten schuldig — sagte der Kommissarius — daß dieselbe, da sie so gut Bescheid weiß, sie an mich gewiesen hat, sonst würden sie aller Wahrscheinlichkeit nach ihre schöne Louisd'or nie zu sehen bekommen haben.

Mit einem Wort mein Herr — versezte der Baron — bin ich ihnen allen beiden Verbindlichkeit schuldig. Nehmen sie, so viel als ihnen gefällt — sagte er zum Kommissar, indem er seinen Geldbeutel offen auf den Tisch

hinlegte — einen so großen Dienst kann ich nicht gut genug bezahlen.

Der Kommissar hatte sich indessen etwas auf die Seite gestellt, und wollte durchaus nichts von dem Gelde anrühren.

Wie viel sie mir geben wollen Herr Baron — sagte er zu ihm — hängt blos von ihrer Grosmuth und Freigebigkeit ab. Er hätte freilich einige Auslagen gehabt, und es wäre sehr billig, daß die Häscher für ihre Mühe ebenfalls befriedigt würden.

Der Baron fuhr indessen fort, den Kommissar zu nöthigen, so viel zu nehmen, als er nur wollte, und dieser weigerte sich immer stärker, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen.

Da aber der Baron sah, daß er sich doch endlich entschließen müßte, seine Freigebigkeit selbst zu bestimmen, gab er dem Komissar für seine Bemühung dreißig Pistolen, womit derselbe vollkommen zufrieden war, und noch zwei zum Trinkgeld für die Häscher, ausserdem noch einen für den Schreiber des Kommissar.

Er behielt sich vor, seine Wirthin anständig zu belohnen, und ihre treuen Dienste nicht blos mit Dank, sondern auch mit der That zu erkennen, sobald er zurük nach seinem Quartier würde gekommen seyn.

Diese gute Frau freute sich mit dem Kommissar recht herzlich, daß die Sache so gut abgelaufen war. Sie behauptete, daß alle Deutsche, wenn sie nach Paris kämen, und dies Haus besuchten, ihre Geldbeutel um den nemlichen Preis verlieren müßten.

Der Baron und seine Wirthin nahmen von dem Kommissar Abschied und fuhren nach Hause. Der Baron bedankte sich nun in dem Zimmer seiner Wirthin noch einmal für ihre zeitige Bemühung, und legte unvermerkt dreißig Pistolen auf ihre Toilette.

Sobald dies die Wirthin bemerkte, zwang sie ihn, dieselben wieder zu sich zu nehmen.

Ich bin nicht eine solche Frau — sagte sie zu ihm — die kleinen Gefälligkeiten, welche ich ehrlichen Leuten erweise, so theuer verkaufe. Ich bin belohnt genug, da ich das Glük gehabt, diese Sache zu ihrem Vergnü-

gen zu beendigen. Die einzige Gefälligkeit, die ich mir von ihnen erbitte, besteht blos darin, daß sie sich ins künftige mehr vorsehen, und ihre Leute besser kennen zu lernen suchen, und sich vor heimlichen Dieben und Beutelschneidern in Acht nehmen.

Der vortrefliche Karakter dieser braven Frau und ihre Uneigennüzzigkeit, machten einen großen Eindruk auf den jungen Fremden, und lokten ihm eine stille Bewunderung der Tugend ab. Er nahm zwar seine dreißig Pistolen zurük, allein sie mußte ihm versprechen, daß sie zum Beweise seiner Dankbarkeit und Erkenntlichkeit, andere Kleinigkeiten den folgenden Tag von ihm annehmen wollte, weil er sonst sich noch lange mit ihr herumzanken würde.

Hierauf gab er die nöthigen Befehle, daß sein Bedienter zur Erde bestattet wurde, und indessen dieser begraben ward, und man sich bemühete, für ihn einen andern zu bekommen, gieng er zu einem Juvelierer, suchte sich einen schönen Diamantring nach seinem Geschmak aus, und gab dafür funfzig Pisto-

len. Damit machte er seiner vortreflichen Wirthin ein Geschenk, welche sich auch nicht weigern konnte, denselben anzunehmen, indem der Baron bei seiner Ehre, als ein rechtschaffener Mann schwur, daß wenn sie diesmal ihm diesen Gefallen nicht erweisen wollte, er noch den nemlichen Tag ausziehen, und sich wo anders einmiethen würde.

Ein vortrefliches Beispiel, welches alle Bewunderung und Nachahmung verdient. Dies haben sich vornemlich diejenigen zu merken, welche Zimmer für Fremde zu vermiethen haben, indem die meisten Wirthe blos dahin trachten, wie sie solche Miethsleute völlig ausziehen, und so zu sagen, rein ausplündern wollen.

Mannigfaltigkeit in den Erzählungen und Begebenheiten macht den meisten Lesern unglaubliches Vergnügen, zur Abwechselung werde ich daher zur folgenden Erzählung eine solche wählen, die mit der vorhergehenden in gar keiner Verbindung stehet. Ob sie launigt,

unterhaltend und kurzweilig ist, darüber kann ich nicht urtheilen, sondern darüber müssen meine Leser, und wenn es den Herrn Rezensenten gefällt, auch diese urtheilen.

Zwanzigste Erzählung.

Der Sohn eines berühmten Generalpächters stiftete gegen die Jesuiten eine große Verschwörung, welche zum Glük für sie noch zur rechten Zeit entdekt wurde.

Die Szene, wo sich diese Begebenheit ereignet hat, ist zu Paris in dem Jesuitenkollegium, und die Geschichte selbst ist recht drolligt in ihrer Art. Ein Schüler, der Sohn eines berühmten Generalpächters, mit Namen Jakob, war in seinem siebenzehnten Jahr in der zweiten Klasse. Derselbe war ein ausgelassener Bube, voller Schelmereien, die er entweder allein, oder in Gesellschaft mit andern ausübte. Der Rektor hatte lange Geduld mit ihm, und ließ es Anfangs bei bloßen Ermahnungen und kleinen Strafpredigten bewenden, da er es aber zu arg machte, wollte er schlechterdings an ihm

ein

ein Exempel statuiren. Doch bedrohete er ihn erst mit der gewöhnlichen Züchtigung, mit welcher blos die Schüler in den untern Klassen bestraft werden, und die nur bei ganz ausserordentlichen Excessen auch die größern zu erwarten haben, nemlich die Ruthe auf den Hintern. Hierzu werden in dem Kollegium gewisse Officienten gebraucht, welche Zuchtmeister heissen. Diese Drohung half im Grunde nichts, als ihn nur noch mehr gegen den Jesuiter zu erbittern. Er sann vielmehr immer auf neue Schelmereien, die er ausüben wollte.

Sein Rektor, welcher die meisten von seinen feinen Streichen entdekte, wollte nun wirklich jene Drohung erfüllen, und ihm in der Klasse in Gegenwart aller Schüler die Ruthe geben lassen. Eine wirklich etwas zu harte Strafe für einen großen erwachsenen Menschen. Indessen erfuhr der lustige Jakob von seinen Freunden, daß der Rektor wirklich Ernst aus jener Drohung machen würde. Er lachte darüber, und sagte, daß er dafür sich nicht fürchten würde,

und daß er glaubte, seine Hosen so verschlossen zu haben, daß Niemand den Schlüssel dazu finden sollte; ja er wäre sogar entschlossen, mit ihnen um ein gutes Frühstük zu wetten, daß der Zuchtmeister sich nicht unterstehen würde, ihn anzurühren, selbst dann nicht, wenn der Rektor bereits den Befehl dazu gegeben; die Wette wurde geschlossen, und wir werden gleich sehen, auf welche Art sich der junge Mensch zu helfen wußte.

Der Rektor hatte beschlossen den andern Tag zwischen neun und zehn Uhr den jungen Menschen öffentlich zu bestrafen. Er ließ daher den Zuchtmeister holen und befahl dem Schüler von seinem Plaz zu kommen, und mitten in der Klasse niederzuknien. Der junge Mensch gehorchte, und sagte lachend zu seinen Kameraden folgende lateinische Verse, welche er aus dem Stegreif nach dem bekannten Stabat Mater gemacht hatte:

Quis est ille qui non fleret
Si correctorem videret
Fungentem officio.

Der Rektor fragte die Schüler, worüber sie zu lachen hätten, und da man ihm diesen Vers wiederholte, sagte er: dafür soll der Bursche sechs Ruthenstreiche mehr haben.

Doch dieser sagte mit einer beispiellosen Unverschämtheit zum Rektor, daß er sich dafür nicht fürchte und daß bei solchen Fällen der Teufel ihm beistünde, so bald er ihn zu Hülfe eilte. Dafür wurden ihm sechs Ruthenstreiche mehr versprochen. Doch der Jüngling kehrte sich an die Drohungen des Rektors wenig, sezte sein Possenspiel fort, warf sich nieder zur Erde, murmelte einige unverständliche Worte, sprang auf, stieß dreimal mit dem Fuß gegen die Erde, und sagte in einem entschlossenen Ton: sie möchten jezt einmal herkommen, wenn sie Herz hätten.

Indessen war der Zuchtmeister in die Klasse gekommen, in Begleitung einiger Kalfakters, welche in dem Fall, wenn der junge Mensch sich zur Wehre sezzen sollte, ihn halten musten. Der Jüngling warnte sie, ihn anzurühren; weil er vom bösen Geist besessen wäre. Doch

der Rektor aller der Possen längst überdrüssig, befahl ihnen, ihre Pflicht zu thun. Der Schüler zog ein großes Brodmesser heraus, und wollte diejenigen ermorden, die ihn anfielen. Man entwafnet ihn, zwei von den Officianten werfen ihn zu Boden, und ziehen ihm mit vieler Mühe die Hosen herunter. Jezt hob man das Hemde auf, der Zuchtmeister war bereit zuzuschlagen, so bald wie er aber etwas gesehen! hatte, ließ er die Ruthe fallen und lief nach der Thüre zu und die Kalfakters folgten ihm auf den Fuß nach. Der Schüler blieb mitten in der Klasse stehen und lachte aus vollem Halse.

Der Rektor wußte nicht, was er hierzu sagen sollte. Er schikte so gleich einige Schüler ab, den Zuchtmeister sowohl, als die andern, welche davongelaufen waren, zurükzurufen, um von ihnen zu erfahren, warum sie eigentlich fortgelaufen wären. Sie sagten aus, nachdem sie furchtsam zurükgekommen waren, daß sie in den Hosen des Schülers den Teufel gesehen hätten, und daß sie ihn um alle Schäzze in der Welt nicht anrühren

möchten und nichts mit ihm zu thun haben wollten.

Der Rektor mußte also schon die Exekution auf ein andermal verschieben. Nach Endigung der Klasse sagten der Zuchtmeister und die Kalfakters noch bestimmter aus, daß der Bube den Teufel hätte, denn so wie sie das Hemde aufgehoben, hätten sie zwei Arschbakken gesehen, die schwärzer wären, als die des Teufels. Hierüber ward der Rektor bestürzt, und wollte doch die Sache aus dem Grunde wissen. Nach einigen Tagen, da er dem Schüler völlige Vergebung versprochen, erfuhr er von diesem angeblichen Hexenmeister das ganze Kunststük. Indem er selbst das ganze Hinterkastel mit Firniß bestrichen und darüber Ruß geschmiert. Und so ließ sich denn das ganze Wunder, das ihm sehr wenig gekostet, sehr leicht erklären.

Ueber diesen Spaß lachten der Rektor und das ganze Kollegium herzlich. Allein der beleidigte Schüler behielt noch immer einen Groll auf den Rektor und dachte Tag und Nacht daran, wie er sich rächen wollte. Er

theilte sein Vorhaben mehrern seinen Freunden mit, die so wie er mit dem Rektor nicht zufrieden waren, und am Ende hatten sich zehn bis zwölf vereinigt, welch e bereit waren, alles zu wagen. Indessen man auf den Ausgang dieses Possenspiels wartete, hatte jener an meisten beleidigte Schüler sich selbst etwas ausgedacht, und führte es auch ganz allein aus. Er hatte nämlich von Bettlern für Geld und gute Worte eine ganze Büchse Flöhe bekommen, diese schüttete er an einem Morgen auf den gewöhnlichen Siz des Rektors aus, ehe jemand in der Klasse war. In weniger als einer Viertelstunde war der Rektor mit diesem Ungeziefer von Kopf bis zu den Füßen bedekt, und da er nicht wußte was er machen, oder was er sagen sollte, entschuldigte er sich mit einer Unpäßlichkeit, die ihm angewandelt, und verließ die Klasse, um sich von diesem Geschmeiß zu reinigen.

Allein alles das war ein bloßer Scherz gegen die große Verschwörung, die man im Werke hatte. Es kam endlich dabei auf nichts geringeres an, als auf das Leben des Rektors,

wenn nämlich die Sache, so wie man sie in Vorschlag gebracht, gelungen wäre. Zu diesem Komplot gehörte auch der Sohn eines Künstlers aus der Stadt, der seinem Vater eine Menge Schießpulver gestohlen hatte, davon eine Menge Schwärmer machte, solche, als sie fertig waren, in die Klasse brachte, sodann dieselben unter des Rektors Stuhl zu verbergen wußte, und von hieraus eine Menge Pulver streute, bis an den Plaz, wo der genannte Schüler auf seiner Bank saß. Alles dies stand mit dem größten Schwärmer in Kommunikation. Um zehn Uhr bat der genannte Schüler um die Erlaubniß, sich auf eine kurze Zeit aus der Klasse entfernen zu dürfen. Als er wieder zurükkam, brachte er unter seinem Huthe eine angezündete Lunte, womit er das Pulver anzünden wollte, und wäre ihm das Vorhaben gelungen, so hätte der Rektor artige Sprünge machen müssen.

Allein ein Verräther unter dem Komplot hatte dem Jesuiter alles entdekt; denn so wie der Schüler mit der brennenden Lunte zurükkam, wurde er bei der Thür angehalten, das

Kollegienhaus wurde geschlossen, man bemächtigte sich zugleich aller Verschwornen. Nachdem diese Buben bei dem Schalle der Glokke auf dem Hofe waren derb ausgeprügelt worden, in Gegenwart aller Schüler des Kollegiums, wurden sie aus demselben fortgejagt, ohne daß sie Hofnung hatten, je wieder aufgenommen zu werden, so viel Mühe sich auch ihre Eltern gaben, für ihre Kinder Vergebung zu erhalten.

Ein und zwanzigste Erzählung.

Der Bruder eines gewissen Morlat, der unter den Financiers sehr bekannt war, übte an einem gewissen vornehmen Herrn in der Königl. Kapelle eine sehr verwegene Betrügerei aus, dergleichen vielleicht noch Niemand vorher wagte.

Der Hof ist, wie Jedermann weiß, der Mittelpunkt der Artigkeit, die Versammlung aller schönen Geister, der gewöhnliche Siz der falschen und betrügerischen Freunde, und wo man listige Streiche besser, als an irgend einem Orte, ausüben kann.

Ein großer Herr, der sich durch seine Verdienste sowohl, als durch seinen Verstand und andere vortrefliche Eigenschaften auszeichnete, war vom König als Gesandter nach England geschikt worden, um mit dem Marschall von Tellard eine geheime Negotiation zu unterhandlen, welcher nach der unglüklichen Schlacht

bei Hochstedt immer noch ein Gefangener war. Dieser große Herr wußte seine Intriguen so fein einzuleiten, daß er incognito zur Audienz der Königin kam, und binnen sechs Wochen, so lange er in London sich aufhielt, das Glük hatte, die Befehle seines Königs und Herrn mit vollkommener Zufriedenheit auszuführen. Er entledigte sich sogar seines Auftrags dergestalt, daß selbst die Königin mit ihm zufrieden war, und bei seiner Abschiedsaudienz ihm einen Degen verehrte, der reich mit Diamanten besezt war, der einen Werth von zehn bis zwölf tausend Thaler hatte. Er kam daher über den glüklichen Ausgang seiner Gesandschaft sehr zufrieden nach Frankreich zurük, stattete sogleich dem König von seinen Geschäften Rechnung ab. Er wurde von dem Monarchen sehr gnädig mit der Versicherung aufgenommen, daß man ihn nächstens bei noch weit wichtigern Angelegenheiten gebrauchen würde, weil man mit ihm vollkommen zufrieden wäre.

Eine so gnädige Versicherung aus dem Munde eines so mächtigen Monarchen, verursachte bei diesem großen Manne eine solche

Freude, daß er nicht eher Versailles verlassen wollte, als bis der König sein Versprechen würde erfüllt haben. Er blieb fünf bis sechs Wochen daselbst, ohne daß man ein Wort davon weiter erwähnte. Er fand sich regelmäßig beim Levé, beim Couché, beim Diné und beim Soupé des Königs ein; er war in der Messe, auf der Jadg und überall, wo sich Se. Majestät befanden. Das nennt man gewöhnlich den Hof machen. Man sagte ihm von allen Seiten Schmeicheleien, Höflichkeiten, und er empfieng eine reiche Portion Weihwasser des Hofes von allen Höflingen, welche es zu bald merkten, in welcher großen Gnade er beim König stand. Sie bemühten sich, nach der eingeführten elenden Gewohnheit, seine Freunde zu werden; allein bei diesen Leuten muß man gewissermaßen auf seine eigene Sicherheit bedacht seyn, denn bei dem ersten Schein von Ungnade sind sie so grausam, ihre Freunde in demselben Augenblik zu verlassen, sobald sie sehen, daß das Glük ihnen nicht weiter günstig ist. Diese große Wahrheit drükken zwei lateinische Verse ganz vortreflich aus:

Si felix fueris multos numerabis amicos
Tempora si fuerint nubila, solus eris.
Bei glüklichen Umständen wirst du viel Freunde haben,
Im Unglük aber wird sich Niemand um dich bekümmern.

Diese Erzählung wird einen ganz außerordentlichen Beweis abgeben, der, gleichsam als in einem Spiegel, die Hofleute mit natürlichen Farben schildern wird, wie sie sind, welche mit falschen und trügerischen Höflichkeitsbezeugungen in einem glänzenden äußerlichen Licht erscheinen, im Grunde aber Falschheit im Herzen tragen.

Zur nähern Aufklärung des folgenden ist es nothwendig, zu wissen, daß der genannte große Herr es immer für die höchste Ehre hielt, den von der Königin von England geschenkten Degen zu tragen, wodurch er in eine sehr große Verlegenheit gesezt wurde.

An einem Tage erschien er, wie gewöhnlich, in der Messe vor dem König, und als er aus der Kapelle gehen wollte, machte ihm ein als Königl. Trabant gekleideter Mensch

ein

ein fürchterlich tiefes Kompliment, und sagte ihm dabei mit der größten Höflichkeit, daß er im Nahmen des Königs ihm den Degen abfordere und ihm Stubenarrest ankündige, mit dem Befehl, Versailles nicht eher, als bis auf weitere Ordre, zu verlassen.

Nie hat ein solcher Donnerschlag einen ehrlichen Mann dergestalt zu Boden geschlagen, als diesmal, da er den grausamen Befehl vernahm. Er gehorchte, und gab diesen schönen reichbesezten Degen dem Trabanten, und sagte in einem traurigen Tone und mit sichtbarer Bestürzung, daß er sich in seinem Zimmer einschließen wolle, so lange dies der Wille seines Königs seyn würde, wo er dessen Befehle erwarten wollte.

Er war über diese unglükliche Begebenheit herzlich betrübt, da er nicht den Grund von dieser so unerwarteten Ungnade einsehen konnte. Unterwegs begegneten ihm einige von seinen vertrautesten Freunden, oder im Grunde Schmeichler und Speichellekker; denn sobald sie ihn ohne Degen sahen, und aus sei-

nem eigenen Munde es erfuhren, welches Unglük ihm widerfahren war, kehrte ihm jeder den Rükken zu. Er mochte so viel bitten und flehen, daß man doch seinetwegen bei Hofe eine Vorbitte einlegen möchte, und sich erkundigen, warum er so plözlich in Ungnade gefallen wäre, hörte man doch nicht auf ihn. Er mochte noch so sehr mit unwiderlegbaren Beweisen seine Unschuld betheuern, so wollte doch Niemand das glauben, was er sagte. Jeder verließ ihn mit Verachtung, indem man ihm zu verstehen gab, daß es für sie zu gewagt wäre, wenn sie sich in Staatsgeschäfte mischen wollten.

Er mußte daher allein seinen Kummer verzehren, und ärgerte sich mit Recht über das Betragen so vieler unwürdiger Freunde, noch weit mehr, weil er gleichsam den mächtigsten Feind, der eben so furchtbar war, als sein König, gegen sich hatte. Es fiel ihm ein, wie viel er zum Besten dieses Königs gethan, wie bereit er gewesen war, seinen lezten Blutstropfen für ihn aufzuopfern. In solchen kränkenden Gedanken vertieft, ging er langsam

nach Hause, kam auf sein Zimmer, schloß sich daselbst ein, und es vergingen über acht Tage, ohne daß ihn ein Freund besuchte, noch daß ihm Jemand einige Auskunft wegen seines Arrests gab.

Indessen bemerkte der König, der sehr gut von den Kabalen seiner Höflinge unterrichtet war, die Abwesenheit desjenigen, auf den er immer viel gehalten hatte. Er erkundigte sich bei Andern nach ihm, und Jedermann beobachtete über diese Sache ein tiefes Stillschweigen. Der König wunderte sich darüber nicht wenig, welcher nach seiner bekannten Theilnahme sich unter solchen Umständen noch besonders nach ihm erkundigte, ob etwan dieser Herr krank wäre, weil man ihn gar nicht mehr bei Hofe zu sehen bekäme, oder ob er gar gestorben sey, worüber er gern bestimmte Auskunft haben möchte.

Da es diesmal Pflicht war, zu gehorchen, so sagte einer von den anwesenden Herren zum König: er hätte gehört, daß dieser Herr deswegen nicht mehr bei Hofe erschiene, weil er

selbst auf Befehl Sr. Königl. Majestät Stubenarrest halten müßte. Der König wunderte sich über eine solche unerwartete Antwort, und sagte, daß er davon nicht das mindeste wüßte, und sezte hinzu, daß er wünschte, mit den Diensten Aller, die ihm die Aufwartung machten, eben so zufrieden seyn zu können, als mit dieses Mannes seinen.

Endlich löste sich das ganze Räthsel auf, und man erfuhr, daß der Trabant, der im Namen des Königs ihm den Degen abgefordert, und ihm den Arrest angekündigt hätte, nichts weniger als ein Königl. Bedienter gewesen wäre, sondern ein feiner und unverschämter Spizbube, der Sohn eines Avanturies und Bruder des Generalpächters Morlat, welcher durch diesen feinen und verschlagenen Streich das Geheimniß gelernt hatte, sich in einem einzigen Augenblik auf eine ansehnliche Art zu bereichern. Man stellte darüber die strengsten Untersuchungen an; allein gegenwärtig war es zu spät; er war bereits in der Schweiz sicher, wo er auch nachher gestorben ist. Diese Geschichte verursachte vielen Lermen, und gab Ge-

legenheit, daß der Hof sich einmal recht auslachen konnte. Von der Zeit beobachtete man diejenigen genau, welche es etwan künftig wagen wollten, von ähnlichen Königl. Befehlen Gebrauch zu machen, und es gab auch zu einer neuen Verordnung wegen der Pflichten der Trabanten und ihren Verrichtungen Veranlassung.

Ob es nun wohl dem gedachten vornehmen Herrn angenehm war, daß der König selbst ihn für unschuldig erkannte, und er darüber eine herzliche Freude hatte, so war es ihm auf der andern Seite auch lieb, daß er bei dieser küzlichen Gelegenheit so viele falsche Freunde kennen gelernt, welche zwar jezt alles thaten, den dummen Streich wieder gut zu machen, und tausend Intriguen spielten, um ihn wieder in ihr Interesse zu ziehen; allein der Mann ward jezt vorsichtig, und ließ nur solche Personen, die es wirklich verdienten, an der Gnade Antheil nehmen, womit ihn der König überhäufte. Nie war er dahin zu bringen, jenen Schmeichlern und Heuchlern zu vergeben; er wollte sie auch nicht einmal vor sich lassen, um

gar keine von ihren Entschuldigungen anhören zu dürfen. Er nahm auch Gelegenheit, den König auf diese verstellten Freunde aufmerksam zu machen, mit der feinen Bemerkung, daß, da sie so wenig die Pflichten der Freundschaft erfüllt, sie noch weniger die Pflichten als Staatsbürger erfüllen würden.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2472

1-3 = 2000.-
Hai 84

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mursinna, Friedrich Samuel, 1754-1805

Komische Erzählungen im Geschmak des de la Fontain

Bd.: 3. (1796). - 306 S.

Halle u.a. 1796

Rem.IV 2470-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10781669-2
VD18 12004073-001